Expedition in Amerika: B. HERDER, 19 South fifth Street, St. Louis, Mo.

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 11. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. November 1877.

Inhalt: Bombay und seine Umgegend (Fortsetzung). — Aus Ecuador. — Die staatlichen Wirren in Japan. — Nachrichten aus den Missionen: China; Ostindien; Madagaskar. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Aus Haimen.

Bombay und seine Umgegend.

(Mitgetheilt von P. **Theodor Hauser** S. J. — Fortsetzung.)

Wir könnten nun auf der Eisenbahn weiterfahren und wie im Fluge die Insel Bombay durcheilen; wir würden aber dabei wenig oder gar nichts von der Stadt und ihren katholischen Anstalten zu Gesichte bekommen; wir ziehen es daher vor, langsam auf der schönen Straße voranzuwandeln, welche von Bandora aus die ganze Länge der Insel, etwa 7 englische Meilen, durchzieht. Haben wir den langen Damm, welchen ein wohlthätiger Parsi errichten ließ, überschritten, so stehen wir vor der Kirche von St. Michael, welche in neuerer Zeit durch die Gefangenschaft des Msgr. Hartman eine traurige Berühmtheit erlangt hat[1]. Die Kirche ist einfach und schmucklos, von der Größe einer gewöhnlichen Dorfkirche und hat einen klosterähnlichen Anbau, in welchem der Pfarrer residirt. Sie ist eine der ältesten Kirchen der Insel und wurde von den Franziskanern, kurz nach der Besitznahme Salsette's und Bombay's durch die Portugiesen, erbaut, nachdem die in der Nähe wohnenden Heiden bekehrt worden waren.

Wir treten nun in einen prachtvollen Palmenwald, in welchem die einfachen aber reinlichen Häuser von Mahim anmuthig versteckt liegen. Das Städtchen Mahim, welches zum größten Theile katholisch ist, war bis in die neueste Zeit in zwei Pfarreien getheilt, und darnach unterscheidet man Unter-Mahim oder St. Michael und Ober-Mahim oder Salvaçam. Einige hundert Schritte von St. Michael steht an der Straße ein niedliches Kirchlein, Unserer Lieben Frau vom Siege geweiht; Msgr. Hartman erbaute es im Jahre 1853, nachdem ihm die beiden Pfarrkirchen auf eine höchst ungerechte und verrätherische Weise entrissen worden waren; es ist jetzt die einzige Pfarrkirche, welche der apostolische Vikar in Mahim besitzt. Eine kleine Kapelle in der Nähe von Salvaçam, welche um dieselbe Zeit erbaut wurde, wird von hier aus besorgt. — Nahe am Ende des etwa 2 englische Meilen langen Palmwaldes liegt die große, schöne Pfarrkirche von Salvaçam (Nossa Senhora de Salvaçâo); auch sie wurde von den Franziskanern gebaut. Ein geräumiges Kloster und, wie es scheint, eine Schule waren mit ihr verbunden. Das Kloster dient jetzt als Priesterwohnung. Pfarrer ist noch derselbe Braz-Fernandez, welcher ehemals diese Kirche dem apostolischen Vikare entriß[1], seither sich aber vollständig mit der Kirche ausgesöhnt hat. Etwa fünfzig Schritte von dieser Kirche haben seit dem Jahre 1874 die Schwestern vom heiligen Kreuze eine Schule und ein Pensionat eröffnet, welche beide recht gut besucht werden und unter der Leitung einer eingeborenen Schwester stehen. Ganz in der Nähe befindet sich auch eine Knabenschule. Beide Anstalten verdanken ihr Entstehen und zum großen Theile auch ihre Erhaltung den Bemühungen des erwähnten Pfarrers Braz-Fernandez, und sind die einzigen, welche die goanesischen Priester und Christen auf dieser Insel je errichtet haben.

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1875, S. 226.

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1875, S. 222.

Beim Austritt aus dem Palmwalde ändert der Weg seine bisherige südöstliche Richtung in eine südliche und führt uns mitten in die Stadt Bombay hinein. Von hier ist es erst möglich, einen allgemeinen Überblick über die Insel zu gewinnen. Die etwa eine deutsche Quadratmeile große Insel Bombay bildet nahezu ein längliches, unregelmäßiges Viereck; von Norden nach Süden ziehen sich dicht am Meere zwei Hügelrücken, welche gleichsam die Längeseiten des Viereckes bilden und durchschnittlich 3 englische Meilen von einander entfernt sind. Zwischen diesen beiden natürlichen Mauern breitet sich die große Stadt Bombay mit den vielen sie umgebenden Ortschaften oder vielmehr mit ihren Vorstädten aus. Jeder dieser zwei Bergrücken trägt sowohl an seinem nördlichen Ende als gegen die Mitte hin ein kleines Fort, so daß die Stadt von dieser Seite her gleichsam durch ein Festungsviereck vertheidigt erscheint; indessen sind diese Forts schon längst aufgegeben und werden jetzt anderweitig benützt. Der westliche Hügelzug ist von einem Ende bis zum anderen mit den prachtvollen Wohnungen der Engländer und reicher Eingeborner bedeckt, da er als der gesündeste und angenehmste Theil der Stadt betrachtet wird. Beständig weht daselbst eine kühle, erfrischende Seebrise, und man genießt von ihm aus eine bezaubernde Aussicht auf die zu den Füßen liegende Stadt, auf den prächtigen Hafen mit seinem Mastenwalde, auf das gegenüberliegende Festland, die Ghats, die Insel Salsette und das endlose Meer. Der östliche Bergrücken dagegen ist zwar nur von wenigen Landhäusern besetzt, aber an seinem Fuße lagern sich dicht gedrängt zwischen reizenden Gärten und herrlichen Palmenhainen die schönsten Ortschaften. Auch flacht sich dieser Hügelzug allmählich ab, um dem Fort Bombay Platz zu machen. Vom Fort bis zur Südspitze von Colaba, wo ein hoher Leuchtthurm steht, führt ein flaches und schmales Felsriff. Ehemals war Colaba durch einen seichten Meeresarm von Bombay getrennt und bildete somit eine Insel; jetzt ist es mit Bombay vereinigt und dient als Quartier der englischen Besatzung. Im Westen Colaba's breitet sich im Halbkreise die Backbai aus; wegen ihrer geringen Tiefe ist sie für Schiffe unzugänglich; an ihrem Ufer aber finden sich die schönsten und besuchtesten Spaziergänge der Stadt. An der Ostseite von Colaba liegt der herrliche Hafen von Bombay.

Nach diesem allgemeinen Überblick setzen wir unseren Spaziergang fort, um das Einzelne besser in Augenschein zu nehmen. Der Palmwald von Mahim, welchen wir soeben verlassen haben, zieht sich noch eine bedeutende Strecke weit zu unserer Rechten hin, bis ganz in die Nähe der eigentlichen Stadt Bombay. Der Zwischenraum zwischen ihm und der Stadt ist nur spärlich mit Häusern besetzt, weil hier früher das Meer zur Fluthzeit bis tief in die Insel einzudringen pflegte und das ganze Terrain sumpfig und ungesund machte. Dagegen liegen um so mehr Ortschaften zu unserer Linken. Am nordöstlichen Ende der Insel sehen wir noch deutlich die Kapelle, das Fort und einige Häuser von Sion. In unserer unmittelbaren Nähe liegen Matunga, Daravi und hinter ihnen versteckt zwischen den Bergabhängen der kleine aber vielbesuchte Ort Suri. Hier ist nämlich seit etwa zehn Jahren der allgemeine Begräbnißplatz der Christen. Um nicht an den unliebsamen Tod erinnert zu werden, haben die Engländer sämmtliche christliche Kirchhöfe der Stadt geschlossen und die Christen gezwungen, ihre Todten 4 englische Meilen weit aus der Stadt, bis Suri, zu transportiren. Die viermal zahlreicheren Muselmänner begraben jedoch nach wie vor ihre Todten mitten in der Stadt und die noch zahlreicheren Hindus verbrennen gleichfalls ihre Todten ebendaselbst. Die Engländer würden zwar gerne dieselbe Maßregel auf diese ausdehnen, wagen es aber nicht aus Furcht vor muhammedanischem und heidnischem Fanatismus.

Der Ort, an dem wir uns gerade befinden, heißt Dadur, er schließt sich unmittelbar an Parell, und dieses an Byculla an, das selbst die eigentliche Stadt berührt. So zieht sich denn dieser Straße entlang eine ununterbrochene Häuserreihe von einem Ende der Insel zum anderen. Am Kloster und Pensionate der Schwestern von Jesus und Maria, sowie am Palaste des Gouverneurs, von denen wir schon früher berichtet haben, vorüber kommen wir nach der Fabrikvorstadt Byculla. Ungefähr in der Mitte dieses großen Ortes liegt der Centralbahnhof von Bombay, von welchem aus Schienenwege die ganze indische Halbinsel umspannen und sämmtliche Hauptstädte des großen Reiches untereinander vereinigen. An dem neben dem Bahnhofe links abbiegenden Wege erheben sich in ganz geringer Entfernung die St. Annakapelle und das große europäische Knabenwaisenhaus und Pensionat. Das großartige Gebäude wurde im Jahre 1867 vollendet und zählt jetzt über 200 Pensionäre und ebensoviele Tagschüler. Hinter dieser Anstalt steigt ein Hügel empor, an dessen östlicher Abdachung die Vorstadt Mazagon liegt mit den großen Werften und riesigen Waarenlagern. Die vielen Katholiken, welche dort wohnen, sind in zwei Pfarreien getheilt: Nossa Senhora da Gloria, welche dem Erzbischofe von Goa, und Nossa Senhora do Rosario, welche dem apostolischen Vikare unterworfen ist. Das goanesische Schisma hatte da seinen Mittelpunkt und eigentlichen Herd, denn bei der Kirche da Gloria wohnte gewöhnlich der Generalvikar des Erzbischofes. Die Schwestern von Jesus und Maria unterhalten daselbst eine Mädchenschule, mit welcher ein Noviziat und ein Wittwenhaus verbunden sind. Auch die puseytisch-ritualistischen Mönche und Nonnen haben hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen, doch wollen ihre Geschäfte gar nicht recht blühen; die ernst und aufrichtig Gesinnten unter den „Nonnen" werden katholisch, die Anderen wählen bald einen neuen Stand, den Ehestand; die „Mönche" ihrerseits werden von den Anglikanern selbst in den öffentlichen Blättern beständig mit Spott und Hohn überschüttet, und auch sie würden sich wohl der Kirche zuwenden, wenn nicht Menschenfurcht sie zurückhielte.

Vom Bahnhofe einige Minuten südwärts erhebt sich in Mitte weit ausgedehnter Gärten ein fürstlicher Palast, das große Dschamsedschi-Dschidschibhoy-Hospital, so genannt nach seinem Gründer, einem wohlthätigen Parsi, der es nicht nur erbaut, sondern auch mit reichen Stiftungen beschenkt hat. Es bietet Allen ohne Unterschied der Religion Aufnahme und Verpflegung, und auch für einen katholischen Priester ist ein monatlicher Gehalt ausgeworfen, damit die katholischen Kranken wenigstens einmal wöchentlich besucht werden. Neben dieses Hospital haben die Schwestern vom heiligen Kreuze seit etwa drei Jahren das Findel- und Armenhaus von Bandora verlegt. Sie besuchen bisweilen das Hospital, freilich nicht so oft, als sie es gern thäten — die freimaurerischen und katholikenfeindlichen Ärzte legen ihnen alle nur möglichen Hindernisse in den Weg. Bei derartigen Besuchen ist es ihnen nicht nur gelungen, schon manches sterbende Heidenkind zu taufen, sondern auch einige Kinder, deren Mütter eben gestorben waren, für ihre Anstalt zu erbetteln, während gewöhnlich in diesem Hospitale alle Kinder,

deren Mütter darin sterben und die von keinem Verwandten beansprucht werden, dem protestantischen Waisenhause übergeben werden. Indessen fehlt es den Schwestern doch keineswegs an Kindern, deren sie sich erbarmen können. Kindermord ist nämlich in Bombay äußerst häufig; fast wöchentlich werden Leichen neugeborner Kinder in den Abzugskanälen der Stadt, oder inmitten des aufgehäuften Straßenkehrichts gefunden. Motive dieses schauderhaften Verbrechens sind nicht bloß Furcht vor öffentlicher Schande, sondern auch nicht selten äußerste Noth. Seitdem es nun in der Stadt bekannt ist, daß die Schwestern die kleinen Kinder annehmen und erziehen, bringt man sie ihnen, anstatt sie zu tödten. Freilich sterben die meisten derselben nach wenigen Tagen, weil sie meistens schon Vieles erlitten haben, bevor sie den Schwestern übergeben werden; aber sie haben doch wenigstens die heilige Taufe empfangen und steigen zum Himmel empor. In ganz geringer Entfernung liegt hier noch die St. Josephs-Kapelle von Umarkari, einer Filiale der Kathedrale. Ein eingeborner Priester residirt daselbst und besorgt die vielen, meist aus dem südlichen Indien zuströmenden Christen.

Kehren wir nun auf unsere Hauptstraße zurück, so befinden wir uns recht eigentlich im Centrum der schwarzen Stadt, d. h. der Stadt der Eingebornen. Die Straßen und Häuser sind äußerst einfach und bieten nichts Anziehendes für das Auge, dagegen ist das Bild des bunten Völkergemisches und des ächt orientalischen Lebens und Treibens auf den Straßen einzig in seiner Art. Hindu, Muselmänner, Parsi, Chinesen, Neger, Araber, Malayen, eingeborne Christen, Europäer, Juden, alle in ihren verschiedenen, meist malerischen Trachten, drängen sich zwischen den offenen Buden, in denen die Schätze des Orients, alle Erzeugnisse indischer Natur und Kunst, in reichster Fülle ausgebreitet sind. Mitten auf der Straße folgen sich in kurzen Zwischenräumen die großen Waggons der Pferdeeisenbahn; nebenher fahren zahllose Wagen, Ein-, Zwei-, Drei- und Vierspänner, langsame Ochsenkarren und Lastwagen. Alles schiebt und drängt sich und man begreift kaum, wie Alles mitten in den engen Straßen Platz findet. Dazu ein Lärmen und Rufen und Rollen und Hämmern und Musiciren, daß einem Hören und Sehen vergeht. Gegen das Ende dieser Straße hin führt rechts eine Seitengasse zur Kirche U. L. Fr. von der Hoffnung. Sie ist die Hauptkirche der Stadt und die bischöfliche Kathedrale, in welcher alle bischöflichen Funktionen vorgenommen werden, obgleich der Bischof selbst etwa eine halbe Stunde davon entfernt seine Wohnung hat. An Größe fehlt es dieser Kathedrale zwar nicht, aber sie ist stil- und geschmacklos gebaut und liegt leider mitten zwischen Götzentempeln und Heidenwohnungen. Die frühere Pfarrkirche desselben Namens stand auf der Esplanade, dem schönsten Platze der Stadt; aber die englische Regierung zwang die Katholiken, ihre Kirche abzubrechen und einen anderen Platz für deren Wiederaufbau aufzusuchen, und so wurde 1837 dieses Gebäude aufgeführt. In der nämlichen Gasse liegt die Kapelle der hl. Theresia, eine Filiale der Kathedrale mit einem ständigen Priester. Zwischen der Kathedrale und dieser Kapelle liegen zwei Pfarrkirchen, welche der Gerichtsbarkeit des Erzbischofes von Goa angehören, nämlich die Kirche U. L. Fr. vom Heile (N. S. de Saude) in Kavel und die Franziskus-Xaverius-Kirche in Dabul. Wir werden noch später Gelegenheit haben, über deren Entstehen kurz Einiges zu berichten.

Die Hauptstraße führt uns nun in gerader Linie am Franz-Xaver-Colleg vorbei über die herrliche Esplanade nach dem Fort und durch dasselbe hindurch bis zur äußersten Spitze von Colaba. Das Fort Bombay hat längst aufgehört, eine Festung zu sein und wird jetzt richtiger die Stadt der Europäer genannt; denn hier befinden sich sämmtliche Regierungsgebäude sowohl als die Wohnungen und Läden der Europäer; Paläste reihen sich an Paläste, alle in großartigem Stile und geschmackvoll ausgeführt. Hier wohnt auch der apostolische Vikar, aber in einem höchst einfachen Gebäude, das im Äußeren sich in nichts von einem Privathause unterscheidet. Im unteren Stockwerke ist die Kapelle U. L. Fr. vom Berge Karmel, im oberen die Wohnung des Bischofs. In der Nähe haben die Schwestern von Jesus und Maria eine gut besuchte Tagschule. Von der Residenz des katholischen Bischofs haben wir nur wenige Schritte bis zum Hafen. Ein bezaubernder Anblick! Auf der weiten Wasserfläche, die im Glanze der tropischen Sonne funkelt, reihen sich Masten an Masten, Schiffe jeglicher Art und Größe, vom riesigen Kriegsschiffe bis zum einfachen Küstensegler und zur rohen Fischerbarke. Hinter dem Mastenwalde ragt die berühmte Insel Elephanta empor; neben ihr die große Insel Karandscha und noch viele andere kleinere Inseln, weiterhin das Festland mit seinen großartigen Gebirgszügen. Der Hafen von Bombay wird mit Recht als der schönste und beste Hafen von Ostindien angesehen; auch die größten Schiffe können zu jeder Zeit des Jahres einlaufen und ruhig und sicher vor Anker liegen. Diesem Hafen verdankt Bombay seine Größe und seinen Reichthum und vielleicht auch seinen Namen. Die Portugiesen nämlich gaben der Insel den Namen Bombaim, den man gewöhnlich von Bom Bahia (Guter Hafen) ableitet. Andere freilich meinen, der portugiesische Name sei aus dem mahrattischen Namen Mombaim entstanden, welcher seinen Ursprung von einem auch heutigen Tages noch berühmten, der Göttin Momba geweihten Götzentempel herleitet. Doch sei dem, wie ihm wolle, sicher ist, daß Bombay wegen seines ausgezeichneten Hafens und seiner günstigen geographischen Lage der Mittelpunkt des Handelsverkehres zwischen Indien und Europa ist und einstens, wie die Bombayaner zuversichtlich hoffen, die Hauptstadt des indischen Reiches sein wird.

Wir wollen nun versuchen, ein gedrängtes Bild der Geschichte dieser Insel zu geben, indem wir jedoch vorzugsweise auf die Missionsgeschichte Rücksicht nehmen.

(Schluß folgt.)

Aus Ecuador.

Einem längeren Briefe des P. Monti S. J. aus Olalla bei Quito (vom 9. Juli) entnehmen wir einzelne interessante Einzelheiten, welche ein grelles Licht auf die noch vor Kurzem so ruhige und erfolgreich emporstrebende, nun aber — seit der traurigen Ermordung des großen Garcia Moreno — dem Abgrunde des Elends und Verderbens entgegeneilende Republik Ecuador wirft. Nicht genug, daß die tyrannische Grausamkeit und brutale Verfolgungssucht einer „aufgeklärten, toleranten, liberalen" Regierung durch das ganze Land

Unordnung und Anarchie säet, die Parteileidenschaften entfesselt, Alles in fieberhafte Aufregung versetzt, Gesetz, gute Sitte und Religion mit Füßen tritt, gegen Alles, was sich nicht willig fügt, wie wahnsinnig wüthet: seit einigen Monaten haben nun auch jene Vulkancolosse der ecuadorianischen Anden, welche fast während eines Decenniums (seit 1869) in solch einen Zustand von Ruhe verfallen waren, daß um sie herum Alles nur Friede und Majestät athmete und die Möglichkeit einer nahen Gefahr schon längst in Vergessenheit gerathen war, plötzlich wieder begonnen, Tod und Verwüstung über weite Strecken zu verbreiten.

Über letzteren Unstern berichtet P. Monti Nachstehendes:

„Seit Anfang des Jahres sahen wir von Olalla aus (circa fünf Stunden östlich von der Hauptstadt) den Cotopaxi fast täglich rauchen; zuweilen hörten wir ihn auch ‚brüllen'. Am 21. April, Abends, stiegen großartige Flammen (wohl richtiger: Feuerschein), etwa so hoch wie ein Drittheil des ganzen Berges, vom Krater auf. Tags darauf erschien der bisher immer festlich weiße Cotopaxi ganz grau und mit Asche überschüttet, letztere fiel bis Tambillo (in etwa sieben Stunden directer Entfernung). Von da ab zeigte der Vulkankegel ein wechselndes Aussehen: bald schneeweiß und glänzend, bald ganz oder theilweise dunkel überschüttet; doch gab es noch kein Schneeschmelzen. Gleichzeitig begann auch der greise Pichincha, an dessen Fuß sich Quito ausbreitet, unruhig zu werden; indeß begnügte er sich damit, durch seine Donnerstimme die Umwohner zu schrecken. Einige wollen auch über dessen Krater (Guagua-Pichincha) Feuerschein gesehen haben. Der noch ältere Chimborazo überschüttete die Gegend gegen Südosten hin, alle Wege sperrend, mit ungeheuren Massen von Schutt und Morast. (Dieß ist nach Berichten des P. Massi S. J. die Folge von Einsturz und Schneeschmelzung, aber nicht einer eigentlichen Eruption.) Erst am 25. Juni, gerade zur Vollmondsstunde oder wenige Minuten später, um Mittag, gewannen die Erscheinungen an Bedeutung. Eine konische Rauchsäule, viel dunkler und dichter als bisher, stieg aus dem Cotopaxi fast dreimal so hoch auf, als der Berg selbst hoch ist (von seiner Basis an auf der Hochebene gerechnet), und erhob sich weit über die Wolken, welche sich über seinem Gipfel gelagert hatten. Gegen Abend sah man Blitze aus dem Krater gegen eine schwarze darüberstehende Wolke fahren. Tags darauf, am Morgen, war jener Theil des Himmels gegen den Cotopaxi hin sehr dunkel, und der Berg selbst unsichtbar; ein schwarzer Schleier breitete sich in großer Höhe von dort noch weiter aus. Um Mittag war der Himmel gleichsam in zwei Hälften getheilt: die eine höchst dunkel, die andere sonnenklar; um 3 Uhr (in Quito etwas früher, in Machache schon um 2 Uhr) hatte sich der Schleier über den ganzen Himmel gezogen und es wurde vollständig Nacht; Asche begann zu fallen, und in Machache und Latacunga[1] fiel mit der Asche auch glühende Lava wie Blitze. Noch nie hatte man eine solche Finsterniß gesehen. Wer aus dem Zimmer trat, hatte bald Mund, Nase, Augen und Kleider voll Asche, und wie betäubt, konnte er nur schwer die Zimmerthüre wieder finden. Doch bald half es nichts mehr, Thür, Fenster und Alles zu schließen, denn die Asche drängte sich überall hindurch.

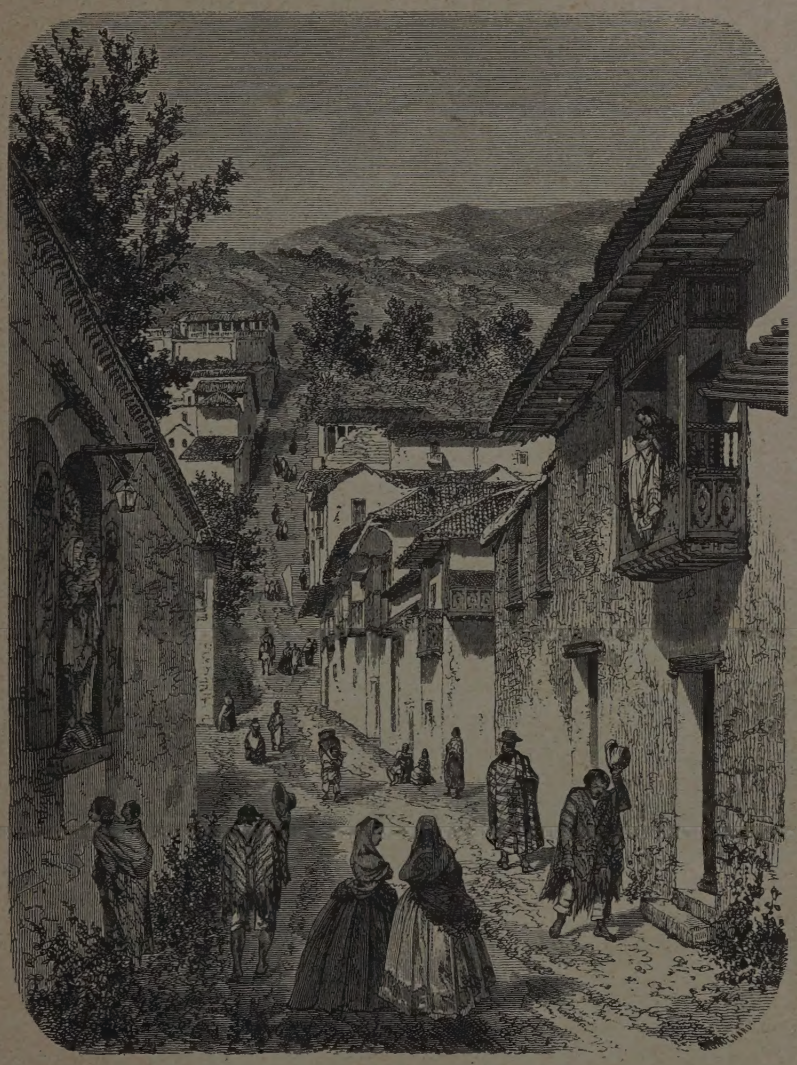
Der Cotopaxi mit den Ruinen des Incapalastes bei Callo.

Die armen Leute meinten, das letzte Gericht sei nahe und die Welt am Untergehen, selbst Gottlose suchten zu beichten und ihre Angelegenheit mit Gott in's Reine zu bringen. Nicht so die Leute aus den Regierungskreisen in der Hauptstadt: während die Bürger zerknirscht Bittgänge anstellten, fanden sich jene Herren im Regierungspalast zu einer Schmauserei und Sauferei zusammen; ja sie ließen selbst Soldaten gegen die andächtigen Beter ausziehen und leider gab es Verwundete und Todte beim gegenseitigen Zusammenstoß. Als man sich dann wegen der zu großen Dunkelheit beiderseits zurückzog, benützten einige Metzger diesen Umstand, die Wachen in der Stadt zu entwaffnen und sich aus dem Pulver- und Waffenmagazin am Panecillo Pulver und Gewehre zu verschaffen.

Am folgenden Tag wurde es hier in Olalla und in Quito wieder hell, in Machache aber dauerte die Nacht drei Tage. Alles, so weit man sah, war grau; in Quito lag die Asche eine Spanne hoch, und man konnte die Magazine nicht öffnen. Von auswärts trafen bald betrübende Nachrichten ein. Vom Fuße des Cotopaxi strömten gewaltige Ströme nieder, entstanden aus dem geschmolzenen Schnee, welche Asche, Lava, Steine mit sich fortrissen; der eine wälzte sich gegen Latacunga,

[1] Machache liegt 6 Stunden (leguas) nordwestlich und Latacunga 7 Stunden südwestlich vom Cotopaxi; Quito ist 10 Stunden entfernt.

der andere gegen Mulalo[1] und der dritte in das liebliche Thal von Chillo[2]. In Latacunga wurden mehrere Häuser fortgespült und viele Menschen getödtet. Die übertreibende Fama spricht von Tausenden. Die Baumwollenspinnereien des Herrn Gomez de la Torre, eine ausgedehnte Fabrik im neuesten Styl unmittelbar vor der Stadt, wurden bis auf die Fundamente fortgerissen, ebenso verschwanden die großen Gebäulichkeiten der Hacienda Cienega (auf welcher H. Moritz Wagner im Jahre 1869 mit Muße seine Beobachtungen über die damalige Cotopaxi-Eruption machen konnte). Die vor Kurzem wieder hergestellten[3] Tuchfabriken des Herrn Juan Aguirre, sammt zwei Häusern desselben in Chillo, sind zum Theil weggeführt worden. Ein großes Eisenstück von den Maschinen fand man später auf der steinernen Brücke über den Guallabamba (sieben Stunden weiter unten im Thale), welche nur zum Theile stehen blieb. Drei große steinerne Brücken auf der großen Heerstraße zwischen Tiupullo und Ambalo, die Haciendas von Manuel Checa, Villacis, Villagomez u. s. w. sind zerstört; wo früher blühende oder zur Ernte heranreifende Felder standen, erblickt man jetzt nur Sandwüsten und Kothlachen, anstatt der Häuser und Kirchen mancher Dörfchen findet man die Felsblöcke des Cotopaxi-Gesteins vom Wasser angeschwemmt. Um einen Begriff von der Größe der Schlammfluthen zu geben, führe ich nur an, daß der Rio San Pedro bei Pumbaco 30 Meter über dem Socabon[1] stand. Bei Baños[2] erhob sich das Wasser mehr als 100 Meter über das gewöhnliche Niveau des Rio Pastaza. Es soll ein schauerlicher Anblick gewesen sein, diese morastigen, steinigen Fluthen, welche Trümmer von Häusern, Geräthschaften, Pferde, Rinder, Hunde und einzelne Menschen mit sich rissen. Die Überschwemmung dauerte wegen der starken Gefälle der Thalsohlen nur kurze Zeit. Doch die Felder blieben weithin mit Asche bedeckt und deßhalb befürchtet man eine Hungersnoth. Das weidende Vieh, welches in der Nacht vom 26. nicht ertrank, oder in der Verwirrung und Dunkelheit betäubt in die jähen Quebradas (Schluchten) stürzte, ist jetzt dem Hungertode geweiht wegen der durch Aschenregen zerstörten Weiden. Die Ausdehnung dieser Aschenfälle ist erstaunlich. Gegen Norden reichten sie bis Ibarra (nahe an der Grenze gegen Neugranada), gegen Süden bis Guayaquil und bis Tumbez in Peru, also mehr als 80 Meilen weit. An letzteren Orten soll man auch zur selben Zeit heftige vulkanische Detonationen vernommen haben, die man hier nicht hörte. Ja selbst auf hoher See, in der Höhe von Manta, regnete es Asche auf ein Schiff. — Nicht bloß auf das cultivirte Hochland ergossen sich die Schlammfluthen; auch gegen den mit



Vorstadt von Quito am Panecillo.

[1] Mulalo ist ein Dorf 4 Stunden südlich vom Cotopaxi am Rio Alaques.

[2] Chillo ist eine sehr fruchtbare, wegen ihrer Nähe von Quito und ihres milden Klimas mit vielen Villen und schönen Landhäusern gezierte Thalebene, nördlich vom Cotopaxi.

[3] Ein Brand hatte im letzten Jahre einen Theil derselben zerstört.

[1] Ein kleiner Tunnel, durch den die Incas den Fluß ableiteten, um so eine Brücke herzustellen.

[2] Ein Dorf am Fuße des Tunguragua mit ausgezeichneten heißen Mineralbädern, in einem romantischen, von Felswänden eingeengten Thale. Trotz der Enge des Thales dürften doch die 100 Meter etwas übertrieben sein. Das Dorf selbst liegt nur etwa 20 Meter über dem Niveau des Flusses.

Urwald bedeckten Osten strömten sie von der Ostseite des Cotopaxi. Die gegen Napo hinabstürzende Wassermasse war so groß und stark, daß sie Wälder niederriß und eine Sandwüste an deren Stelle zurückließ, so daß man jetzt in zwei Tagen bis nahe an den Rio Napo reiten kann, während man früher nur in eben so viel Wochen zu Fuß dorthin gelangen konnte.

Höchst komisch ist das Verhalten der Regierung diesem schrecklichen Naturereigniß gegenüber. Veintemilla erließ sofort ein Dekret, durch welches er einen früheren Professor des Polytechnikums beauftragte, den Cotopaxi zu untersuchen. ‚Denn,' so wird darin gesagt, ‚die Regierung ist fest entschlossen, entschiedene Maßregeln zu nehmen, um derartige ‚estragos' in der Zukunft zu vermeiden!"[1] (!!)

Auffallend ist das Ausbleiben der Erdbeben; denn von solchen verspürte man während der ganzen Katastrophe rein Nichts. Gestern Abend, am 8. Juli, war die Rauchsäule über dem Cotopaxi wieder größer als die vorhergehenden Tage, doch nicht so bedeutend wie am 25. Juni. Auf dem Pichincha erscheint ebenfalls wieder Rauch. Die Kraterform des Cotopaxi ist nach seinen letzten Anstrengungen merklich modificirt; der ganze Berg ist jetzt gewöhnlich dunkel und rauchend, und erscheint schmaler und spitzer als vordem. Während der ganzen Zeit war das Wetter anhaltend windig und trocken."[2]

Der Pichinchina in seiner Längenerhebung.

Noch trauriger liegen die politischen Verhältnisse. Wer mehrere Jahre zur Zeit der Regierung des Garcia Moreno in jenem Lande gelebt, findet diese Zustände doppelt traurig. Und doch versuchte eben jene Clique weniger ausgeschämter Schreier und herabgekommener Kaufleute, Offiziere und Advocaten, die jetzt am Ruder ist, jenen Mann als den Ausbund der Tyrannei, des Ehrgeizes, der Grausamkeit und vieler anderer Laster hinzustellen, während sie sich selbst als die rechten Männer unserer aufgeklärten Zeit ausgaben, unter denen die wahren Principien der Volksbeglückung zur Geltung kommen würden. Fortan sollte Niemand mehr verbannt oder politischer Umtriebe halber verfolgt werden, Alle sollten in gleicher Weise nach Recht und Billigkeit behandelt werden, Alle volle Freiheit genießen, nur Verdienst und wirkliche Auszeichnung würden bevorzugt werden. Ja, wenn man sie hörte, hätte Ecuador in ein neues Paradies verwandelt werden sollen, in welchem nur brüderliche Eintracht, Friede, Glückseligkeit ꝛc. herrschten. Und nun hören wir, was jene Leute ohne Gewissen und Religion aus Ecuador gemacht haben. P. Monti gibt über ihr Treiben folgende Andeutungen:

„Am 1. März, als Veintemilla zum ersten Mal die Soldaten gegen das Volk von Quito führte, welches einen verfolgten Franziskanerpater in Sicherheit bringen wollte, geschah der erste tiefe Bruch zwischen Regierung und Volk. Dieser steigerte sich dann bedeutend durch die Decrete gegen die Freiheit der Predigt und die Immunität der Bischöfe. Als dann nach der Vergiftung des Erzbischofes von Quito das Volk diese Unthat nicht ohne Grund den Anhängern der Regierung zuschrieb, stieg die Gährung schon so bedenklich, daß beschlossen wurde, am Charsamstage die Kaserne zu erstürmen. Der Plan gelang jedoch nicht. Die Religion war offen angegriffen worden und erfuhr täglich neue Eingriffe; das schlummernde religiöse Gefühl des tiefgläubigen Volkes erwachte und die Abneigung gegen die herrschende Partei steigerte sich zur Wuth. Junge Leute, die früher nicht hatten beichten wollen, wurden auf einmal religiös und fromm. Eine Art Martyriums-Enthusiasmus ergriff fast alle Klassen der Bevölkerung; selbst Frauen hörte man ihre Männer aneifern, ihr Blut für die Religion und für die Kirche zu vergießen, Knaben stürzten auf die Soldaten, um ihnen die Gewehre zu entreißen. Wenn trotzdem das Volk bis jetzt noch nichts vermocht hat, so ist dieß einzig dem Mangel an Waffen zuzuschreiben. Unterdessen macht es sich Luft durch Schmähschriften gegen die Regierung. Deßhalb ließ Veintemilla, trotz der so viel gefeierten ‚Preßfreiheit', alle katholischen Druckereien schließen. Einen Jüngling ließ er so lange geißeln, bis derselbe ohnmächtig

[1] Wie anders handelte der edle Garcia Moreno bei dem ähnlichen Unglück in Ibarra im Jahr 1868! Mit Todesverachtung setzte er über die angeschwollenen Flüsse, um in Person den Verunglückten beizuspringen, den Cotocachi aber ließ er unbehelligt.

[2] Aus den angeführten Einzelheiten läßt sich entnehmen, daß diese Eruption verheerender war, als irgend eine während der letzten Decennien. Denn Punkte, welche früher nie von den Ausbrüchen des Cotopaxi berührt wurden, wurden dießmal zerstört.

niederfallend gestand, er habe eine dieser Schriften drucken lassen. Den Herrn Elvi Herrera, einen früheren Schüler des Polytechnikums, hatte der Diktator schon vorher wegen eines ähnlichen Vergehens in die Kaserne einsperren lassen, woselbst er jetzt noch als gemeiner Soldat (soldato raso) dienen muß. Das hilft jedoch alles Nichts, noch immer erscheinen Flugschriften, die mehr als deutlich sind: so ganz kürzlich eine Novene zu Judas, als dem besonderen Patron Veintemilla's, worin er unter Anderem bittet: ‚Da ich dich im Verrathe nachgeahmt habe, erbitte ich mir die Gnade, bald gleich dir erhängt zu werden', u. s. w. Trotz alles Wüthens fand er diese Schrift unter seinem Kopfkissen, eine andere unter seiner Serviette u. s. f. Wieder wurden einige Herren, welche er als Verfasser vermuthete, verbannt, aber gleich darauf erschien ein Flugblatt mit dem Titel ‚el duende' (der Kobold). Während die Schwester des Veintemilla beichtete, nähte flugs ein Taugenichts das Blatt auf die Rückseite ihres Teppichs, den sie vor dem Beichtstuhl auf dem Boden hatte liegen lassen, und so trug sie, ohne es zu wissen, das Druckwerk ihrem Bruder zu, der es denn auch bald entdeckte. Da es sehr gut abgefaßt und voll beißender Satire war, verfehlte es seinen Eindruck nicht. Veintemilla ließ dem vermutheten Verfasser überall nachstellen, konnte denselben aber nirgends finden. Im Monat Mai bildete sich dann in Quito eine zahlreiche Verschwörung gegen den Diktator. Schon waren zwei Generäle für dieselbe gewonnen; doch während man den entscheidenden Schlag von Tag zu Tag hinausschob, verrieth ein Offizier, den man für das Unterehmen noch gewinnen wollte, das Ganze an Veintemilla. Sehr viele angesehene Herren wurden festgenommen, denn mehr als hundert waren die Hauptverschworenen. Unter Anderen traf dieses Loos auch den Herrn Rafael Carvajal[1]. Vor ein Kriegsgericht gestellt, vertheidigte dieser sich so trefflich, daß die projectirte Todesstrafe in Verbannung verwandelt wurde. Da auch Camillo Ponce, der vermuthete Verfasser des ‚Koboldes', in der Liste der Verschworenen stand, aber nicht ausfindig gemacht werden konnte, ließ Veintemilla dessen Güter confisciren und, wie man erzählt, einen Knecht desselben, der den Aufenthaltsort seines Herrn nicht verrathen wollte, so lange geißeln, bis er wie todt liegen blieb.

Der Chimborazo und der Carihuairazo.

Während all' dieses Wirrwars erfüllte der Capitularvikar in Quito, Arsenio Andrade, die Pflichten seines Amtes mit apostolischer Energie. Am 24. Juni ließ ihn Veintemilla plötzlich ohne alle Vorbereitung durch eine Wache aus Ecuador wegführen. Bei der Abreise verhängte der Vikar über die Stadt das Interdict. Das Volk, welches so etwas nie erlebt, wurde tief bestürzt; dazu kam an den beiden folgenden Tagen das große Unglück von Seiten des Cotopaxi; deßhalb die gereizte Stimmung gegen die Regierung an diesen Tagen, der Kampf gegen die ausgesandten Soldaten, die Überrumpelung der Wachen, um mit Todesgefahr sich Waffen zu verschaffen, wie wir dieses oben erzählt haben. Die Regierung konnte von den Betheiligten nur Wenige einziehen; zwei der Unglücklichen wurden bis zum Tode gepeitscht, andere stehen noch vor dem Kriegsgericht. Veintemilla selbst aber begann wegen der versteckten Waffen zu fürchten, ließ den Capitularvikar in Ibarra frei und stand von dessen Verbannung ab. Dieser hob dann auch das Interdict auf. In Quito geht das Gerücht: die den Vikar begleitende Wache hätte von der Regierung den Befehl gehabt, ihn zu erschießen, doch hätten die Soldaten sich davor gescheut. Factisch weiß man jetzt nicht, wohin er verschwunden.

Während das Volk in den verheerenden Naturereignissen eine außergewöhnliche Strafe Gottes erblickt, macht sich die Regierung hierüber lustig und erläßt zur ‚Ernüchterung der überspannten Gemüther' ein Decret, worin es heißt: ‚Das Concordat bleibt suspendirt, bis es gefallen wird, die kirchlichen Verhältnisse wieder mit Rom zu regeln. Unterdessen tritt das Protectorats-Gesetz der columbischen Republik vom Jahr 1824 in Kraft.' Dieses Gesetz räumt aber dem Präsidenten unbeschränkte Vollmacht über die Kirchen und die Orden des Landes ein; dem

[1] Dieser achtbare Herr war ein Jugendfreund Garcia Moreno's. Später wählte ihn letzterer zum Staatsminister; dann war er mehrere Jahre Justizminister. Unter Borrero wurde er Professor des Staatsrechtes an der Universität.

Papste und dem Klerus bleibt nur noch die potestas ordinis und so viel von der potestas jurisdictionis, als es der Regierung beliebt, zu gewähren. Der Canonikus Acevedo, der Stellvertreter des verschwundenen Capitularvikars, sowie der gesammte Klerus protestirten sofort energisch gegen diese ungesetzliche Gewaltmaßregel, und die Stellung ist nun gereizter denn je. Der Bischof von Riobamba erklärte alle Jene, welche dem Decrete Veintemilla's gehorchen würden, für schismatisch und excommunicirt. Veintemilla ist über diese allgemeine kräftige Opposition höchst bestürzt. Man glaubt, daß er nicht einmal gewußt, was dieses Protectorats-Gesetz besage, und daß Carbo, ein erpichter Freimaurer und die eigentliche Seele der Regierung, das Ganze bewirkt habe. Weil er für sein Leben fürchtet, gedenkt Veintemilla, seinen Präsidentenposten mit dem eines Gesandten in Europa oder Nordamerika zu vertauschen. Wahrscheinlich wird er schon in den nächsten Tagen abreisen. Dann wird es aber auch vollständig um die Ordensleute und Priester geschehen sein[1]. Carbo ließ schon verlauten, daß alle eines schönen Tages verschwinden würden, und das Volk solle es erst gewahren, wenn sie schon weit von hier weg wären.

Der Ex-Präsident Borrero, welcher nach Pasto in Neu-Granada entflohen oder in die Verbannung gezogen war, kam bald mit einem kleinen Heere nach Ibarra zurück. Diese ganze Provinz erhob sich zu seinen Gunsten unter dem Befehl des General Yebez. Veintemilla, der gegen ihn auszog, besiegte ihn jedoch nach kurzem Widerstand. Neuerdings wird gemeldet, daß die Provinzen Ibarra und Cuenca sich gegen die Regierung erhoben haben. Guayaquil, das einem großen Narrenhause gleicht, machte sich daran, die Präsidentenfrage im Stadttheater zu verhandeln. Als man durch Hin- und Herschreien sich gegenseitig erhitzt hatte und die Verhandlungen in Spott und Verwünschung gegen die katholische Kirche gipfelten, sprengte die Kunde, der Rio Guayas überschwemme die ganze Stadt, Alles auseinander. Die Männer, für deren Erhebung auf den Präsidentenstuhl am meisten plädirt wurde, waren Carbo, Urbina, Moncayo, welche sich etwa mit Garibaldi und Gambetta vergleichen lassen."

[1] Die ganze letzte Verfolgung des Klerus in Ecuador ist nicht von Veintemilla geplant worden. Er war nur der vorgeschobene Strohmann, der Borrero verjagen und die rothen Brüder installiren sollte. Seine Person war ausgezeichnet gewählt; er ist ein beschränkter Mensch, aber ein ehrgeiziger, tapferer Offizier, aus guter katholischer Familie, der sich während seiner Verbannung in Paris für den Liberalismus gewinnen ließ. Persönlich bewahrte er immer für die Kirche, Priester und Ordensleute eine gewisse Hochachtung, glaubte aber, sie mischten sich zu viel in seine Politik.

Die staatlichen Wirren in Japan.

Die Regierungszeit des gegenwärtigen Kaisers von Japan scheint bestimmt, in der Geschichte dieses Landes eine neue Aera zu begründen. Die politische und sociale Umwälzung, die sich gegenwärtig im „Reiche der aufgehenden Sonne" vollzieht, ist so eigenartig in ihren Ursachen, so sonderbar in ihrer Entwicklung und so bedeutend in ihren bisherigen Erfolgen, daß sich in der ganzen Weltgeschichte wohl keine andere findet, mit welcher sie verglichen werden könnte. Natürlich können diese politischen und socialen Änderungen nicht in's Leben treten, ohne zugleich auf die religiösen Verhältnisse einen tiefgehenden Einfluß auszuüben. Schon hat in Folge derselben die dritthalbhundertjährige hermetische Abschließung des Landes gegen das Christenthum aufgehört; die Trümmer der ehemals blühenden Mission haben sich wieder zusammenfinden und an die Kirche anschließen können, dazu wurde eine neue Mission eröffnet, und zwei apostolische Vikarien mit einer großen Anzahl von Missionären dürfen jetzt ziemlich frei und offen das Evangelium verkünden. Unter diesen Umständen hat es auch für uns ein Interesse, bei den uns sonst ferne liegenden staatlichen Wirren Japans zu verweilen, und daher theilen wir folgende Notizen mit, die wir einem tüchtigen Kenner des Landes verdanken, welcher einen Theil seines Lebens in demselben zugebracht hat. Er schreibt:

I.

Es wurde in Europa lange Zeit hindurch angenommen, daß in Japan eine doppelte Herrschergewalt existire, eine geistliche und eine weltliche. Nach den Berichten der Geschichtsschreiber und Reisenden hätte der Mikado ausschließlich die erstere Gewalt ausgeübt, während die letztere in den Händen des Taikun gelegen habe. Diese Vorstellung ist jedoch eine irrige, und der Irrthum erklärt sich leicht aus der Schwierigkeit, welche der Verkehr mit Japan bis 1860 den Europäern darbot, sowie aus der Politik der Taikuns, welchen daran lag, für die einzigen wirklichen und legitimen Herrscher des Reiches zu gelten.

Ursprünglich bildete Japan, wie es scheint, einen Bundesstaat von mehr oder weniger unabhängigen Fürsten unter dem Vorsitz des „Sohnes des Himmels". Einer dieser Vasallen besaß, unter dem Namen Taikun oder Schogun, die oberste Militärverwaltung des Reiches, und war eine Art von Major Domus (Hausmaier). Nach und nach bemächtigten sich die Taikuns immer mehr der obersten Herrschergewalt und verdrängten endlich den Mikado oder „Sohn des Himmels" so sehr, daß derselbe völlig auf seinen Palast zu Kioto beschränkt war. Um jedoch die religiösen Gesinnungen des Volkes, das in dem Mikado einen Sohn der Gottheit zu betrachten pflegte, nicht allzu tief zu verletzen, erwiesen die Taikuns dem Mikado beinahe göttliche Ehren und isolirten ihn dadurch noch vollständiger, indem er aus dem Kreise der sterblichen Menschen gleichsam hinaustrat. Andererseits fanden aber die Taikuns im Buddhismus ein mächtiges Gegengewicht, um den Einfluß des Sintoismus, der alten Nationalreligion, herabzudrücken[1]. Die sintoistischen Tempel der Kamis blieben stehen; allein die buddhistischen Pagoden stachen sie bald aus durch ihren Reichthum und ihren Glanz. Seltsamerweise theilten die Mikados und ihre zahlreichen Anhänger die allgemeine Vorliebe für den eingewanderten Buddhismus; die Söhne und Brüder des „Sohnes des Himmels" hüllten sich in das Gewand der Bonzen, und diejenigen, welchen es durch ihre Geburt zukam, unter dem Namen Kamis die Ehren der sintoistischen Gottheit zu theilen, zogen diesen häufig die buddhistische Apotheose vor.

[1] Über diese beiden in Japan neben einander bestehenden Religionen vgl. diese Zeitschrift, 1875, S. 188—190.

Diese Macht genügte indeß dem Ehrgeiz der Taikune nicht; sie wurde überdieß, im Schoße eines kriegerischen und von Natur unruhigen Volkes, nur mit eifersüchtigen Augen gesehen, und konnte sich nur durch Unterwerfung der Daimios, der Provinzial-Herrscher (oder Unterkönige), aufrecht erhalten. Diese Unterwerfung brachten im Laufe des 16. Jahrhunderts die Siege der Taikune Nobonaga und Taikosama zu Stande — allein sie hatten nicht für sich, sondern für einen Andern ihre Siege erfochten, indem die Früchte derselben der Taikun-Dynastie des Hauses Tokugawa zufielen, welche im Jahre 1600 die Herrschaft an sich riß, um sie erst 1868 zu verlieren. Taikosama nämlich hatte bei seinem Tode (1598) den mächtigsten Fürsten des Reiches, Dschejas, zum Vormund seines erst sechsjährigen Sohnes bestimmt; allein Dschejas war ein ungerechter Vormund. Schon im Jahre 1600 ließ er sich vom Mikado den Titel Daifusama geben, unter welchem er in der Geschichte bekannt ist, und 1603 ließ er sich zum Kubo, Schogun, Taikun ernennen. Dann nahm er seinen zweiten Sohn zum Mitregenten an, und so gelang es ihm, die Gewalt in seiner Familie erblich zu machen. Als er 1616 starb, hinterließ er seinem zweiten Sohne eine völlig unangefochtene Herrschaft. Sobald Daifusama seinen Mündel ganz verdrängt hatte, fuhr er fort in der Unterwerfung der feudalen Reichsfürsten, und durch eine kluge Gesetzgebung sicherte er, was seine beiden Vorgänger durch Waffengewalt erreicht hatten. Die Daimios durften nicht mehr längere Zeit in ihren Provinzen zubringen, sondern mußten den größten Theil des Jahres in der Hauptstadt unter dem wachsamen Auge des Taikun verweilen. Darauf wendete er seine Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse des Reiches nach Außen. Die christliche Religion zählte viele hunderttausend Mitglieder, und die vorübergehende Verfolgung Taikosama's hatte ihr eher genützt, als geschadet. Daifusama wähnte in ihr eine Gefahr für seine Herrschaft zu sehen und beschloß, sie im Blute ihrer Bekenner zu ersticken; nach einer mehr als dreißigjährigen Verfolgung, wie die Kirchengeschichte keine grausamere und blutigere verzeichnet, glaubten sich Daifusama und seine Nachfolger am Ziele; sie täuschten sich, da das Christenthum im Verborgenen fortlebte. Besser gelang es ihnen, das Volk von allem Verkehr mit den Europäern abzuschneiden; bloß einigen holländischen Krämern wurde unter den schmählichsten Bedingungen gestattet, eingepfercht auf der Insel Decima, ein bischen Handel zu treiben. In dieser von Daifusama geschaffenen Politik verharrten seine Nachfolger, bis endlich die Amerikaner, nach ihnen die Russen, die Franzosen, die Engländer und die übrigen europäischen Mächte Japan zwangen, aus seiner isolirten Stellung herauszutreten und Handelsverträge zu schließen. Den Überlieferungen seiner Vorfahren treu, hatte der Taikun im Sinn, den Forderungen der Fremden mit Waffengewalt zu widerstehen; er ließ daher die Daimios in ihre Provinzen zurückkehren, damit sie dieselben in Vertheidigungszustand setzten. Aber die Gefahr lag nicht da, wo der Taikun sie zu sehen glaubte; die Europäer hatten ihn ja, indem sie ihre Verträge mit ihm schlossen, als Herrscher anerkannt und kümmerten sich kaum um die Person des Mikado; die Gefahr lag vielmehr ganz anderswo und wurde durch die getroffene Maßregel nur erhöht.

Der regierende Mikado von Japan, Muts-Hito.
(Nach einer Photographie.)

Die Daimios hatten die frühere Geschichte des Landes nicht vergessen; der Wunsch, sich zu rächen und ihre Unabhängigkeit zurückzuerobern, war durch die Erinnerung an die Vergangenheit und durch das Gefühl der seitherigen Ohnmacht nur gesteigert worden. Sie griffen zu den Waffen, und als die Regierung des Taikun von Yeddo den Fehler einsah, den sie begangen, indem sie selbst die Daimios zu Rüstungen aufforderte, war es zu spät, ihn wieder gut zu machen. Eine mächtige Liga hatte sich im Süden gebildet und versuchte ihre Kraft an der Provinz Nagato. Die Verlegenheit, welche dieser Kampf und die Reclamation der Europäer in Betreff ihrer Verträge der Regierung des Taikun bereiteten, wußten die Daimios zu benützen, und sie gaben ihrer Schilderhebung den Anschein eines Befreiungskampfes vom Joche angemaßter Gewalt und von dem Druck der Europäer. Zu diesem Zwecke sammelten sie ihre Truppen, bemächtigten sich der Person des Mikado, pflanzten dessen Fahne auf und eröffneten den Krieg.

Das geschah im Jahre 1868. Der gegenwärtige Mikado, Muts-Hito, hatte damals eben den Thron bestiegen, und der Taikun Keiki war kaum einige Tage zuvor zur Herrschaft gelangt. Große Ereignisse hatten sich damals bereits in Japan vollzogen. Die Europäer hatten sich in Nangasaki, in Hakodate, ja sogar vor den Thoren der Hauptstadt, in Jokohama, niedergelassen, und die Gesandten der auswärtigen Mächte hatten dort bereits ihre Flaggen aufgehißt. Auch das Kreuz erhob sich wieder auf christlichen Kirchen und verkündigte, daß das Christenthum abermals von dem Lande Besitz ergriffen, von dem es so grausam verbannt worden. Die japanesische Kirche, welche für todt galt, stieg wieder aus ihrem Grabe hervor; in der Stille der Nacht beteten die Söhne der Martyrer wiederum den Gott ihrer Väter an und schöpften aus den Quellen der

heiligen Sacramente die Gnade, deren Kämpfe und Siege fortzusetzen. Unfähig, seine rebellischen Vasallen darniederzuhalten, unfähig, den Fremden den Eintritt in sein Reich zu wehren, hatte sich der Taikun Gott gegenüber etwas stärker geglaubt und versucht, den Verfolger zu spielen: das war eben eine Überlieferung seiner Familie, und sie hatte Tausenden und Tausenden von Martyrern das Leben gekostet; aber die Stunde Gottes war gekommen, und seine Gerechtigkeit bestrafte in der Person des letzten Taikun zwei Jahrhunderte der schrecklichsten Verfolgung.

Mitten im Herzen von Japan, zwischen Kioto, der Hauptstadt des Mikado, und Osaka, der Hauptstadt des Taikun, standen sich die beiden Armeen gegenüber, die über das Loos des Kaiserreichs entscheiden sollten. Es kam zum Kampf, und während des Handgemenges erscheint plötzlich das Banner des Sohnes des Himmels. Bei seinem Erscheinen geräth das Heer des Taikun in Verwirrung, und der Abfall mehrerer Fürsten, die auf seiner Seite standen, führt völlige Auflösung herbei. Der Taikun fühlt sich hinter den hohen Mauern seiner gewaltigen Festung Osaka nicht mehr sicher und flieht nach Jeddo. Ohne irgend welchen Widerstand zu finden, folgt ihm die Süd-Armee auf dem Fuße und erscheint vor den Thoren der Hauptstadt, wo Schrecken und Verwirrung herrscht. Der Taikun läßt seine Anhänger im Stiche, die im Norden den Kampf noch fortsetzen, und verzichtet auf die usurpirte Herrschergewalt, die ihm seine Vorfahren hinterlassen, um zum Rang eines einfachen Bürgers herabzusteigen.

Die Herrschaft der Taikune war zu Ende, die der Mikados begann zum zweiten Mal.

Dschejas, der Begründer der letzten Taikun-Dynastie.
(Nach einem japanesischen Gemälde.)

II.

Kaum zur Herrschaft gelangt, sah sich die Regierung des Mikado vor nicht geringe Schwierigkeiten hingestellt. Die Fürsten des Südens hatten sich verbündet unter dem Vorwand, das Land von den Vergewaltigungen der Fremden zu retten. Die Staatsmänner, welche die Bewegung leiteten, hatten diesen Vorwand vermuthlich nie ernst gemeint; sie wußten gut genug, daß die Europäer und Amerikaner auf ihren Rechten bestehen würden und die Macht hätten, den eingegangenen Verträgen Nachdruck zu verschaffen. Ein französisch-englisch-amerikanisches Geschwader lag in der Bai von Osaka, nur wenige Meilen von Kioto, vor Anker. Die Ausführung der gegen die Europäer beabsichtigten Feindseligkeiten hätte die Schwierigkeiten nur vermehrt und der Regierung des Mikado furchtbare Gegner heraufbeschworen. Aber die Soldateska, deren Muth man dadurch belebt hatte, daß man ihren Haß gegen die Ausländer aufstachelte, verlangte nichts sehnlicher, als durch Thaten jene Gesinnung zu bewähren, mit der man sie beseelt hatte.

Der Überfall von Sakai, wo mehrere französische Matrosen in feiger Weise hingemeuchelt wurden, verbreitete bald Schrecken in der europäischen Kolonie; allein die Strafe folgte auf dem Fuße; diese würde unzweifelhaft schärfer und vollständiger ausgefallen sein, hätte sich nicht die neue Regierung bemüht, alle Schuld von sich abzuwälzen und die verlangten Entschädigungen zu bieten. Sie begriff, daß Japan sich nicht länger der völkerrechtlichen Beziehungen erwehren könne, sondern aus der Einzelstellung heraustreten müsse, in der es mehrere Jahrhunderte hindurch gelebt. Die Verträge wurden also aufrecht erhalten, und der europäische Handel setzte in den ihm eröffneten Häfen friedlich seine Thätigkeit fort.

Allein wenn der Mikado, oder vielmehr seine Regierung, auf diese Weise gezwungen war, die internationalen Verträge zu halten, welche den Fremden den Eintritt in Japan gewährleisten, mußte sie einen andern Weg suchen, den alten Vorurtheilen, deren sie sich im Kampfe gegen den Taikun bedient hatte, wenigstens eine Scheinbefriedigung zu gewähren. In der Umgegend von Nangasaki lebten einige Tausende von Landleuten und Fischern, welche, obwohl ihrer Geburt und ihrer Gesinnung nach Japanesen, doch denselben Gott anbeteten, an demselben Altare opferten, dasselbe Sittengesetz befolgten, wie die Ausländer. Sie waren hilflos; zwar besaßen sie das Mitgefühl der meisten ihrer europäischen Religionsgenossen, aber dieses bloße Mitgefühl konnte ihre Hilflosigkeit nicht wirksam beschützen. Sie wurden also ausersehen, um den anti-europäischen und anti-christlichen Leidenschaften als Beute vorgeworfen zu werden. So brach denn die religiöse Verfolgung aus, und man hätte glauben können, die Abkömmlinge Daifusama's herrschten noch im Lande, so sehr war die Regierung beflissen, den blutigen Überlieferungen der alten Taikune zu folgen. Eine Stimme indeß erhob sich immerhin im Rathe des Sohnes des Himmels zu Gunsten der Unschuld; in der folgenden Nacht schon ward sie im Blute erstickt, und keiner der intelligenten Männer, welche die regierende Behörde zusammensetzten, wagte mehr sein eigenes Leben auf's Spiel zu setzen, um die Unterdrückten zu vertheidigen.

Eine erste Gefangennahme der hervorragendsten Christen fand in Urakami bei Nangasaki statt. Diese Unglücklichen, deren Verbrechen darin bestand, treu festzuhalten an dem Glauben ihrer Väter, wurden weit von ihrer Heimath weg deportirt, in

ungesunde Kerker geworfen und mit Qualen gefoltert, deren Schrecknisse die öffentlichen Blätter beschrieben haben. Auch auf den Goto-Inseln und an andern Orten wurden die Christen gleicherweise eingekerkert, mißhandelt oder gezwungen, sich zu verbergen und zu fliehen. Überall, in den Dörfern wie in den Städten, bis in die kleinsten Weiler wurden Proscriptionsedicte im Namen der neuen Regierung auf allen öffentlichen Straßen ausgehängt. Neben dem Plakat fand der Angeber eine Büchse mit der Einladung, seinen Anklage-Zettel hineinzuwerfen. Die Bonzen schürten das Feuer der Verfolgung, donnerten in ihren Predigten gegen das Christenthum und stachelten den Haß gegen dasselbe durch Androhung der furchtbarsten Strafgerichte auf: die Sonne werde sich verfinstern, die Wolken würden den Reisfeldern ihren wohlthätigen Regen versagen u. s. w. Aber der Muth der Christen war ihrer Prüfung gewachsen. Um der Sache rasch ein Ende zu machen, beschloß die Regierung, einen Hauptschlag auszuführen. Im Anfang des Jahres 1870 wurden sämmtliche christliche Bewohner von Urakami, 4000 an der Zahl, in verschiedene Provinzen des Reiches deportirt und eingekerkert und 800 von ihnen erlagen in weniger als zwei Jahren den Entbehrungen und Mühsalen, die sie erdulden mußten[1].

Keiki, der letzte Taikun. (Nach einer Photographie.)

Diese Verfolgung war nicht nur ein Verbrechen in moralischer Beziehung, auch vom politischen Standpunkt betrachtet war sie ein arger Mißgriff; denn man durfte nicht vergessen, daß es gerade der Buddhismus war, auf welchen gestützt die Macht der Taikune emporgekommen war und durch Jahrhunderte hindurch seine usurpirte Gewalt behauptet hatte. Unter den waltenden Umständen entsprach nur die Freiheit des Christenthums den Bedürfnissen eines Volkes, das sich mächtig zur Annahme der europäischen Civilisation hingezogen fühlte, und war einzig und allein geeignet, dem politischen Einfluß des Buddhismus die Stange zu halten. Viel klüger wäre es jedenfalls gewesen — die Sache bloß politisch genommen — den politischen Buddhismus der Taikune zu bekämpfen und dessen Einfluß durch Gegenüberstellung des Christenthums zu zerstören. Die japanesischen Staatsmänner begriffen das aber nicht. Gerne nahmen sie europäische Ideen an und sparten nichts, um ihnen zum Siege zu verhelfen. Die europäische Civilisation gefiel ihnen, sie nahmen das ganze Äußere derselben an; aber sie hatten keine Ahnung davon, daß diese Ideen und diese Civilisation ohne das Christenthum keinen ernsten Rückhalt haben, und daß das Christenthum das Fundament bildet, auf dem allein alle wahre Civilisation ruht und ruhen kann.

An Stelle des Christenthums, das mehr als je zuvor befeindet ward, setzte man dem Buddhismus die alte Landesreligion entgegen, einen bloß äußeren Kult, Hanswurstereien, für die sich kein entsprechender Name findet, Komödien, die mitunter einen geradezu unsittlichen Charakter haben, aber Nichts, was den Geist befriedigen, das Herz erheben könnte. Was noch sonderbarer ist: während in den Pagoden die Diener des officiellen Kultes die Göttlichkeit des Mikado zu beweisen suchten, verließ dieser das unzugängliche Dunkel des alten Kaiserpalastes zu Kioto, und entfaltete zu Jeddo und sogar in den Provinzen vor den Augen der erstaunten Völker die unzweifelhaftesten Beweise seiner Menschlichkeit. Und derjenige, zu dem die Unterthanen ehemals unter Todesstrafe kaum emporblicken durften, ließ sich jetzt in Feld und Stadt, auf öffentlichen Plätzen wie im Innern seines Palastes sehen, wie ein einfacher Sterblicher. Sein Porträt schmückt die Amtslokale seiner Präfekten und wird zu niedrigem Preis in allen Städten des Reiches verkauft. Der Buddhismus verliert zwar an Einfluß und Reichthum, das Volk verlernt den Weg zu den Pagoden; aber die Tempel der Kamis werden deßhalb nicht besser besucht.

Man zerstört ein Übel durch das andere, man entfernt eine Gefahr durch eine andere. Man arbeitet im Grunde daran, den Buddhismus und die Religiosität, die er im Volke unterhielt, durch Atheismus und religiöse Gleichgiltigkeit zu ersetzen. Der Tag wird kommen, wo dieß Volk, von den ihm unverständlichen Ideen der Freiheit und der Gleichheit durchsättigt, für die Autorität keine Achtung mehr besitzen, als jene, welche die rohe Gewalt einflößt, und durch seine Rebellionen den völligen Sturz des Landes herbeiführen wird. Hoffen und wünschen wir, daß Japan diesem Unglück entgehen möge — oder besser gesagt, hoffen und wünschen wir, es möge endlich zur Einsicht kommen, daß sein Heil einzig und allein im Christenthum liegt, in dieser Religion, welche nur die Freiheit des Guten anerkennt, den Völkern Achtung vor der Autorität einflößt und die Träger der Autorität lehrt, ihres Amtes mit Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zu walten.

III.

Wenn die japanesische Regierung, vermöge ihrer kurzsichtigen Anhänglichkeit an längstverjährte Überlieferungen, den internatio-

[1] Vgl. die Einzelheiten in dieser Zeitschrift, 1873, S. 78 ff.; 1874, S. 102 f.

nalen Fragen nicht jene Lösung zu geben wußte, welche die Gerechtigkeit sowohl als das persönliche Interesse erheischte, so war der Mikado Muts-Hito[1] dagegen im Innern glücklicher und verdankte seiner Weisheit und Standhaftigkeit nicht unerhebliche Erfolge.

Vor der siegreichen Armee des Sohnes des Himmels hatte Keiki, der letzte der Taikune, nach den Einen aus Feigheit und Ohnmacht, nach den Andern aus Selbstverläugnung und Patriotismus, die Waffen gestreckt. Seine Anhänger fügten sich jedoch nicht so leicht in seinen Untergang. Die Fürsten des Nordens setzten den Kampf fort, aber ohne Erfolg — die Herrschaft der Taikune scheint ihr unwiderrufliches Ende gefunden zu haben und von dieser Seite droht dem Mikado wohl keine Gefahr mehr, wenngleich auch augenblicklich noch die Taikunisten nicht vollständig niedergeschlagen sind.

Beständig und überall Sieger, konnte der Mikado die Früchte des Sieges genießen. Eine erste Revolution war beendet und hatte eine seit Jahrhunderten usurpirte Gewalt vom Throne gestürzt; eine zweite Revolution hatte unterdessen begonnen. Diese beschränkte sich rein auf das Gebiet der Sitte, setzte an Stelle der alten Traditionen die neuen Ideen, an Stelle der japanesischen Civilisation die Formen der europäischen. Eine dritte größere Revolution mußte dem Mikado eine volle Gewalt geben, die er bisher bloß dem Namen nach besaß. Auch nach der Besiegung des Taikuns war der Mikado nicht unbeschränkter Herrscher; auf wenige Krongüter gestützt, hatte er neben sich einen unruhigen, ehrgeizigen Adel, der an Besitzungen ihn weit überragte. Diesen feudalen Adel abzuschaffen, seinen zahlreichen und mächtigen Fürsten ihre Vorrechte und Jahrhunderte alten Besitzthümer zu entreißen, das ganze Land unter einem einzigen Scepter zu vereinigen, war ein sehr schwieriges und gewagtes Unternehmen.

Im September 1871 berief der Mikado alle damals in Jeddo anwesenden Daimios in seinen Palast. Als sie alle am Fuße des Thrones beisammen waren, erschien der Sohn des Himmels und ließ ihnen ein Dekret vorlesen, welches ihre bisherigen Staaten mit der Krone vereinigte, welches ihnen anbefahl, ihre Paläste und Besitzungen an die Regierungsbeamten auszuliefern, und selbst unter der Aufsicht der öffentlichen Autoritäten in der Hauptstadt zu leben, welches endlich ihren Besitzstand auf ein Zehntel ihrer bisherigen Einkünfte herabsetzte. Den Fürsten, welche augenblicklich auf ihren Besitzungen weilten, wurde der Wortlaut des Dekrets am selben Tage schriftlich mitgetheilt.

Um die Tragweite dieses Actes vollständig zu würdigen, ist in's Auge zu fassen, daß mit dem Besitzstand der Fürsten zugleich das Loos ihrer zahllosen Dienstleute zusammenhing, und daß die Regierung, indem sie die Daimios aus ihrem Besitzstand verdrängte, mehrere Hunderttausende von Familien all' ihrer Würden und Existenzmittel beraubte und sie zwang, fürder im Handel und in ihrer Hände Arbeit den nöthigen Lebensunterhalt zu suchen.

Hatte die Regierung nicht allzusehr auf ihre eigene Kraft gebaut? Griffen die Daimios nicht zu den Waffen und schaarten sie nicht ihre Legionen von Dienern und Kriegern um sich, um ihre Unabhängigkeit, ihre Güter und Privilegien auf Tod und Leben zu vertheidigen? Nein — nichts dergleichen, kein Aufstand, keine Opposition! Und heute erkennt man nicht mehr den ehemaligen Fürsten unter dem plebejischen Gewande, das die Würde und den Adel seiner Abkunft verhüllt. Der Mann vom Volke kann sich für einige Sapeken von demjenigen herumtragen oder herumfahren lassen, den er noch vor wenigen Jahren nur auf den Knieen, mit zur Erde geneigter Stirne, anreden durfte.

Das ist in Kürze die Geschichte dieser auffallenden Umwälzung, welche dem Mikado den Thron seiner Vorfahren zurückgegeben und ganz Japan unter seiner unmittelbaren Oberhoheit vereinigt hat.

[1] Muts-Hito, zweiter Sohn des Kaisers Komei-Tenno, ist der 123. Mikado; geboren am 3. Nov. 1850, folgte er seinem Vater am 3. Febr. 1867 in der Regierung. Verheirathet ist er seit 1869 mit Haru-Ko, der Tochter des Itehidscho Tadaka, eines Edelmannes 2. Klasse; bis jetzt ist er kinderlos. Im Falle er stürbe, ohne leibliche Erben zu hinterlassen, müßte sein Nachfolger unter den vier Fürstenhäusern der Katsura, Arisugawa, Fuschimi und Kannin gewählt werden. Vom Hause Katsura lebt nur noch ein Sprosse, der Fürst Sumiko, geboren am 23. Tag des 2. Monats des Jahres 1828. Dem Hause Arisugawa gehören die Fürsten Takahito (geb. 5. Jan. 1812) und Taruhito (geb. 19. Dec. 1835) an; dem Hause Fuschimi der Fürst Sadanaru (geb. 28. April 1858); dem Hause Kannin der Fürst Jassu (geb. 21. Sept. 1865).

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Südöstliches Pe-tsche-li. Auch in einigen Provinzen China's herrscht eine große Hungersnoth; bereits vor drei Monaten (oben S. 170) theilten wir einen Nothschrei aus der Provinz Schantong mit und heute liegen uns Briefe aus dem südöstlichen Vikariat der Provinz Pe-tsche-li vor, welche ebenso betrübend lauten. P. Maquet S. J. schreibt am 12. April:

„Ich beginne diesen Brief mit tiefbetrübtem Herzen: unsere Mittel gestatten uns nicht mehr, neue Waisen anzunehmen, während die Annahme derselben jetzt doch nothwendiger wäre als je. Während des verflossenen Winters hat das dumme Vorurtheil, daß wir den uns anvertrauten Kindern das Herz und die Augen ausrissen, manche Eltern abgehalten, uns ihre Kinder zu übergeben. Eine Mutter mochte lieber ihr Kind lebendig begraben als es einer Christin überlassen, die sie darum bat, oder als es vor Hunger in ihren Armen sterben sehen. Gegenwärtig ist nun dieses thörichte Gerücht im Verschwinden begriffen, und wir könnten also jetzt die Zahl unserer kleinen Waisen leicht vermehren, wenn wir nur die nöthigen Mittel zu deren Unterhalt hätten.

Gestern starb noch eine unserer besten Christinnen vor Hunger mit Hinterlassung zweier kleinen Mädchen. Um das Leben ihrer Kinder zu erhalten, hatte die Mutter ihre letzte Decke und ihre Winterkleidung verkauft und bis zum letzten Tage ihres Lebens eifrig gearbeitet. Da sie immer regelmäßig zur Kirche kam und nie eine Klage oder eine Bitte vernehmen ließ, vermuthete Niemand ihre große Dürftigkeit und so unterlag sie, während man ihr sonst leicht hätte helfen können. Die beiden hinterlassenen Waisen haben wir natürlich angenommen; die Vorsehung wird uns schon das Nöthige für sie schicken.

Jüngst kam in einer benachbarten Christengemeinde, in welcher die Protestanten durch Vertheilung von Sapeken und Lebensmitteln Anhänger zu gewinnen suchen, ein Katechumene mit

seinen vier Kindern zu mir, für welche er absolut kein Brod mehr hatte. Seit mehreren Monaten leidet er mit seiner Familie lieber Hunger, als daß er die Almosen annähme, um welche man seinen Abfall erkaufen möchte.

Als ich neulich durch Tin-tseam, einen großen Flecken des Distriktes Tom-kwang, kam, hörte ich, daß einige Bettlerinnen mehrere Tage auf mich gewartet hätten, um mir ihre Kinder anzuvertrauen, die sie selbst nicht mehr weder tragen noch unterhalten konnten. Die Christen von Tin-tseam waren zu dürftig, um sich der Kinder anzunehmen, und da ich nicht gekommen war, waren die armen Mütter mit ihren Kindern fortgegangen — später erfuhr ich, daß die Kleinen meistens gestorben seien. Eine Bettlerin mit vier Töchtern hatte zwei davon erdrosselt und wollte es ebenso mit den beiden andern machen, als sie hörte, ich könne dieselben vielleicht annehmen. Sie kam also zu mir — aber leider war es mir unmöglich, mehr als eines zu unterhalten; ich hielt also das älteste zurück, taufte aber auch das jüngste und hoffe es wieder zu erhalten, wenn es am Leben bleibt."

Am 17. April fügt P. Maquet seinem Briefe folgende Nachschrift bei:

„Um Ihnen einen Begriff von den Verwüstungen zu geben, welche die Hungersnoth anrichtet, begnüge ich mich, einige Thatsachen anzuführen, die sich in diesen letzten Tagen unter meinen Augen zugetragen haben.

In Banden von 15—20 Personen dringen die Bettler Nachts in die Dörfer ein und holen sich mit Gewalt, was ihnen zum Leben nöthig ist; sucht man sich ihrer zu erwehren oder verfolgt man sie, so tragen sie auch kein Bedenken, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Ähnlich werfen sich die Frauen und Mädchen, aber in noch zahlreicheren Schaaren, auf die Felder und verlassen sie nicht eher, bis kein grünes Hälmchen mehr darauf zu sehen ist. Vorgestern wollte ein reicher Bauer diese Unglücklichen von seinem Felde vertreiben und verwundete eine derselben; diese beklagte sich darüber bei ihrem Sohne, der sofort mit einem Dolch in das Haus jenes Bauers eindrang und zwei Personen verletzte. Der Bauer wendete sich mit einer Klage an den Mandarin und dieser fällte folgendes merkwürdige Urtheil: Der Sohn erhält 200 Bambusstreiche, weil er Unschuldige verletzt hat, aber der Bauer muß der Mutter 500 Sapeken (2—3 *M.*) bezahlen, damit diese nicht mehr auf fremdem Felde ihre Nahrung zu suchen braucht und so keinen Anlaß zum Streite mehr bietet. Der nämliche Mandarin hat auch folgendes Urtheil gefällt: Ein Armer war Nachts in das Haus eines reichen Bauern eingebrochen und hatte mehrere Maß Getreide gestohlen; der Eigenthümer brachte also seine Klage an und bewies sie. ‚Ist der Beschuldigte,' fragte der Mandarin, ‚schon lange als Dieb bekannt?' ‚Nein,' lautete die Antwort, ‚er stiehlt erst seit der Theuerung.' ‚Was stiehlt er denn?' ‚Bloß die nöthige Nahrung für seine Kinder.' ‚Nun denn,' entschied der Mandarin, indem er sich an den Kläger wendete, ‚da du reich genug bist, um einen Prozeß anhängig zu machen und zu führen, so zahle diesem Unglücklichen 10,000 Sapeken (ca. 50 *M.*); mit diesen kann er bis zur Ernte leben und er wird dann nicht mehr stehlen; sollte er es aber dennoch thun, so werde ich ihn nicht mehr als einen ausgehungerten Unglücklichen, sondern als Dieb behandeln.'

Als ich dieser Tage auf meinem Weg von einem Dorf zu einem andern einigen Heidinnen begegnete, zeigten sie mir ein Kind, das sie gerade gefunden hatten, und baten mich, es aufzunehmen, denn sonst würde es umkommen. Ich ließ es also nach Sin-tschuam bringen; kaum war es hier mit den andern Waisen zusammengekommen, so stürzte schon ein anderes fünfjähriges Mädchen, das ich vor einigen Wochen aufgenommen hatte, auf dasselbe zu mit den Worten: ‚Das ist ja mein Schwesterchen.' Es war in der That so, und beide Schwestern werden nun als Christinnen erzogen. In fünf Tagen habe ich 7 halbverhungerte und verlassene Kinder aufgenommen. Diese Thatsache zeigt klar genug, wie es hier seit einem Jahre steht. Welcher Schmerz für die Missionäre, daß sie nicht über reichlichere Mittel verfügen, da sie mit denselben so manche Seele jetzt für den Himmel gewinnen könnten!"

Su-tschuen. (Vgl. S. 169.) Noch immer läßt das Ende der Verfolgung oder wenigstens die Bestrafung der Verfolger auf sich warten. Es ist zwar sicher, daß die Regierung von Peking ein Dekret erlassen hat, in welchem sie allen Mandarinen und besonders denen der Provinz Su-tschuen anbefiehlt, den Christen gegenüber die Gerechtigkeit walten zu lassen, aber die untergeordneten Beamten handeln, als wenn sie ein solches Dekret nicht kännten, und wenn sie durch die Vorstellungen der Missionäre zum Einschreiten gedrängt werden, zeigen sie die offenste Parteilichkeit für die Verfolger. Weil aber so Alles in den Händen der untergeordneten Beamten liegt, deßhalb kann es denn auch geschehen, daß in einem Distrikte einer Provinz die Christen verfolgt werden, während sie in einem andern der nämlichen Provinz sich der vollsten Ruhe erfreuen. Gerade dieses ist augenblicklich in Su-tschuen der Fall.

In Bezug auf West-Su-tschuen, wo vom Juli bis September 1876 die Verfolgung wüthete, schreibt ein Missionär am 26. April d. J. aus Kan-ky-tschang, daß bis zu jenem Tage den Christen noch keine Genugthuung gegeben, noch kein Ersatz geleistet sei. Der Missionär faßt dann in einer kurzen Uebersicht die Verluste zusammen, welche die Mission in jenen drei Monaten erlitten hat.

„Im Distrikt von Lin-tschu-hien," schreibt er, „wurden 39 Christen ermordet, 21 Stationen, die zusammen etwa 300 Familien zählten, wurden zerstreut, die Häuser dieser Christen in Brand gesteckt, ihre Äcker verwüstet; in der Stadt Lin-tschu-hien wurde die Kirche von Grund aus zerstört, auf dem Lande 4 Oratorien niedergerissen und eine vom Verein der heiligen Kindheit gegründete Apotheke geplündert und verwüstet.

„Gegenwärtig müssen wir alle unsere Christen unterhalten und die Mission wird dieses nicht vermögen, wenn die Lage noch lange fortdauert. Aus ihren Dörfern um des Glaubens willen vertrieben und ihrer Güter beraubt, haben diese Neophyten bei uns ihre Zuflucht gesucht; — wie könnten wir sie verlassen? Seit beinahe acht Monaten haben wir unsere Klagen zu wiederholten Malen den Mandarinen vorgetragen; diese haben ruhig zugesehen, als unsere Christen ermordet oder vertrieben, deren Wohnungen geplündert und verbrannt wurden, aber bis jetzt haben sie nichts gethan und thun auch noch nichts, um uns Gerechtigkeit zu verschaffen. Im Gegentheil suchen sie uns noch zu schaden, indem sie die Thatsachen falsch darstellen und die ganze Schuld den Christen zuschieben."

Nur wenige Tage früher, nämlich am 22. April, schrieb dagegen ein anderer Missionär, welcher in Süd-Su-tschuen thätig ist, aus Lu-tschöu, daß die Lage eine sehr günstige sei.

„Das vorige Jahr," sagt er, „welches für die benachbarten Missionen so stürmisch war, war für uns ein sehr ruhiges. Während man in Kiang-pe (in West-Su-tschuen), in Liu-tschu (in Ost-Su-tschuen) und anderswo die Kirchen zerstörte, war ich beschäftigt, vor den

Augen der Heiden eine neue zu bauen. Sie ist die schönste der Provinz, und obgleich meine Christen weder zahlreich noch wohlhabend sind, haben sie doch mehr als die Hälfte der Kosten beigetragen. Einige haben mir geradezu den Zehnten ihrer sämmtlichen Habe für den Bau gegeben.

„Anfangs fürchtete ich, die Gerüchte über die Verfolgung in den Nachbardistrikten würden die Conversionen aufhalten, die in den an Tschongkin anstoßenden Gemeinden sehr zahlreich sind. Gott sei Dank ist dieses nicht der Fall gewesen und gerade dort habe ich jetzt mehrere hundert Katechumenen. Vor etwa 4 Jahren hatte ich daselbst ein ziemlich großes Grundstück angekauft für die vom Verein der heiligen Kindheit zu gründenden Werke, und da dieselben nicht gleich in Angriff genommen werden konnten, überwachte einstweilen ein eingeborener Christ die Pächter. Langsam haben sich die Heiden der Umgegend mehr noch durch das Beispiel als durch die Worte dieses Christen gewinnen lassen und die Bewegung hat seit dem letzten Jahre bedeutend zugenommen. Alle diese Katechumenen gewähren große Hoffnung, denn sie sind sehr eifrig im Erlernen der christlichen Lehre und ihr Betragen ist ein solches, daß immer mehr Heiden angezogen werden. Im Monat März habe ich sie besucht, und sofort habe ich eine Schule eröffnet, in der jetzt 30 Zöglinge den Katechismus und die Gebete lernen; mehr aufzunehmen, gestattet das Lokal nicht; ein sehr eifriger Christ weilt als Katechet unter diesen Katechumenen."

Apost. Vikariat Kwang-ton. Über eine kleine christliche Kolonie dieses Vikariates berichtet das französische Journal officiel vom 5. Juli in folgender Weise:

„Auf der Straße von Hai-nan nach Pakhoi trifft man die kleine Insel Wei-tschëu-tong (108° 56′ Ö., 20° 57′ N.); sie hat bei einer Länge von 7 Kilometern und einer Breite von 5 einen Flächeninhalt von kaum 2000 Hektaren; früher war sie der Zufluchtsort aller Seeräuber, die den Golf von Tongkin unsicher machen.

Vor 12 Jahren ließen sich einige Familien von Lui-tschëu hier nieder; sie bemächtigten sich natürlich der besten Ländereien, die sich im Süden der Insel finden, bebauten sie und erzielten sehr gute Ernten, hatten aber dabei viel von den Seeräubern zu leiden. Gegenwärtig zählt diese heidnische Kolonie gegen 1700 Seelen.

Im Jahre 1868 mußten in Folge der Bürgerkriege, die den ganzen Süden des chinesischen Reiches verheerten, ebenfalls die Hak-ka ihre früheren Wohnsitze verlassen; eine gewisse Anzahl derselben war christlich und diese führte der hochw. Herr Joly, ein Missionär des Vikariates Kwang-ton [1], auf die Insel Wei-tschëu-long; die guten Ländereien im Süden fanden sie schon besetzt und daher ließ sich P. Joly mit seiner kleinen Heerde im Nordosten nieder. Die drei ersten Jahre waren sehr mühselig, aber Dank den guten Rathschlägen und der geschickten Leitung des Missionärs wurden alle Schwierigkeiten überwunden und die Kolonie begann zu blühen. Sie konnte sich die nöthigen Sämereien und die nöthigen Ackerwerkzeuge verschaffen, und kaum hatten sie sich das tägliche Brod oder vielmehr den täglichen Reis gesichert, so ersetzten sie die ursprünglichen kleinen Hütten durch bequeme und sogar elegante Wohnungen. Heute ist die ganze Insel bebaut und man wird keinen Zoll Erdreich finden, das nicht seine Frucht brächte. Die christliche Kolonie beläuft sich auf 1200 Seelen und hat in den letzten vier Jahren theils durch den Überschuß der Geburten, theils durch Einwanderung um je 150 Seelen zugenommen. Die christlichen Ansiedlungen liegen in größerer oder geringerer Entfernung um das große Dorf Tien-tschu-tang (Kirche des Herrn); das Dorf liegt etwa 2 Kilometer von der Südspitze der Insel entfernt, an einem hübschen Hafen, der für Dschunken und sogar für Kanonenboote einen sichern und bequemen Ankerplatz bietet. Der Boden der Insel ist großentheils vulkanischen Ursprungs und sehr fruchtbar; er bringt süße Bataten, Zuckerrohr, Hirse und Bananen in solchem Überfluß hervor, daß jährlich für etwa 3500 Doll. Bataten, für 8000 Doll. Bananen, 7000 Pikol Zucker und 1000 Pikol Hirse ausgeführt werden können. Nur der Reis, welcher gezogen wird, reicht nicht für die Bedürfnisse hin; jährlich werden 3000 Pikol eingeführt. Eine große Quelle des Reichthums haben aber diese Christen noch in der Fischerei entdeckt, an welcher sich jährlich vom September bis Januar fast die ganze Bevölkerung betheiligt und welche ihr ein Jahreseinkommen von gegen 35,000 Doll. abwirft."

[1] Nach der Abtrennung der apost. Präfektur Kwang-si vom Vikariat Kwang-ton ist der hochw. Herr Joly im August 1875 zum apost. Präfekten von Kwang-si ernannt worden.

Ostindien.

Die Hungersnoth in Südindien. Wir fahren fort, die Nachrichten mitzutheilen, welche uns über die traurige Lage der südindischen Vikariate zukommen. In Bezug auf das apost. Vikariat **Madura** schreibt uns P. Brutillot S. J., der Procurator der madurensischen Mission, am 13. August aus Paris:

„Aus Madura erhalte ich nur traurige Nachrichten, die Hungersnoth verheert den ganzen Süden der Halbinsel. P. Darrieutort, der Obere des südlichen Distriktes, schreibt mir, daß alle arbeitsfähigen Männer nach Ceylon auswandern, um Arbeit und Nahrung zu suchen, und daß sie ihre Frauen und Kinder in Elend und Dürftigkeit zurücklassen. P. Rapatel, der Obere des Distriktes von Trichinopoli, theilt mir mit, daß weder die Regierung noch die Missionäre trotz der größten Bemühungen und Anstrengungen allem Elend abhelfen können. Die Arbeitsfähigen wandern zwar dorthin, wo die Regierung Arbeiten ausführen läßt, aber sie lassen die Greise, Frauen und Kinder hilflos zurück. Msgr. Canoz drückt in seinem letzten Brief den Wunsch aus, ich möge doch möglichst bald die vom Franz-Xaver- und die vom heiligen Kindheits-Verein ausgeworfenen Unterstützungen senden, damit er die zahlreichen Waisen ernähren und auch viele Christen vom Hungertode retten könne. In allen Distrikten melden sich jetzt viele Heiden, namentlich Greise, Frauen und Kinder, zum Unterrichte; ihr erster Beweggrund dazu ist wohl die Hoffnung, auf diese Weise leibliche Unterstützung zu finden — aber darf man sie deßhalb schon zurückweisen, weil ihr erster Beweggrund ein unreiner ist? Leider ist die Zahl aber so bedeutend, daß man selbst in Trichinopoli, wo mehr Mittel zu Gebote stehen, viele zurückweisen muß. P. Burthey schreibt aus Maleiadipetty: ‚Wir sind stets von Bettlern umringt und belagert; wir haben Alles ausgetheilt und unsere Obern können uns nicht mehr zu Hilfe kommen. Der Preis der Lebensmittel ist gegenwärtig viermal höher als in einem Durchschnittsjahr; selbst die Wohlhabenden unter unsern Hindu haben jetzt kaum das Nothwendige; wie es dann erst um die Armen steht, können Sie denken. Die Sterblichkeit ist eine sehr große, denn die Hungersnoth erzeugt viele Krankheiten; auch das Vieh geht zu Grunde, da es kein Futter mehr findet. Unsere armen Hindu müssen sich jetzt begnügen mit der Frucht der Cactushecken, welche sehr eifrig von ihnen auf-

gesucht wird, oder mit den Wurzeln der Aloe und mit anderen wilden Kräutern. Wir bedürfen sehr reicher Unterstützungen, wenn wir unsere Christen vor dem Hungertod retten wollen; beten Sie und lassen Sie beten für unsere arme, schwer geprüfte Mission.'"

Auch auf Ceylon hat sich die Hungersnoth schon ausgedehnt; aus **Dschaffna** schreibt man uns am 18. Juli:

„Seit beinahe 8 Monaten sind wir von der Cholera heimgesucht, und gegen 10,000 Menschen sind ihr auf der Halbinsel von Dschaffna zum Opfer gefallen. Um das Maß des Unglücks vollzumachen, ist jetzt noch die Hungersnoth hinzugetreten, und die arme Bevölkerung, ganz erschöpft durch die ungenügende und dazu häufig ungesunde Nahrung, wird eine leichte Beute für die schreckliche Krankheit. Wie oft haben wir gesehen, daß selbst Familien aus den höheren Kasten nichts als Wasser ihren kranken Mitgliedern anbieten können; das Elend der unteren Kasten aber spottet jeder Beschreibung, und der Waisen gibt es jetzt fast unzählige. Unsere beiden Waisenhäuser sind gestopft voll, und jeden Tag noch sucht man um Plätze nach für arme Heidenkinder — wir aber müssen sie zurückweisen!

Nachdem das Land sieben Monate lang unter der Qual des Hungers geseufzt, hat sich die Regierung endlich herbeigelassen, sich mit dieser traurigen Lage zu beschäftigen. Eine Commission ist ernannt worden, um an Ort und Stelle die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Was wird sie bewirken? Die Art und Weise, in der die ganze Sache bisher betrieben wurde, und die Rolle, welche unsere Lokalbehörden dabei gespielt haben, lassen uns kein sehr günstiges Resultat hoffen. Allerdings hat die Regierung sofort eine Anzahl von öffentlichen Arbeiten (relief works = Unterstützungsarbeiten) in Angriff genommen, aber die 18 Pfennige, welche jeder Arbeiter als Tageslohn empfängt, reichen offenbar nicht hin, um eine zuweilen sehr zahlreiche Familie zu unterhalten.

Unsere Lage ist also eine recht traurige; aber wenn wir in materieller Hinsicht zu leiden haben, dürfen wir in Bezug auf unsere geistlichen Arbeiten von großen Tröstungen sprechen. Nie sind die Bekehrungen so zahlreich gewesen, wie in diesem Jahre; seit dem 1. Januar haben wir in der Stadt Dschaffna allein mehr als 200 Erwachsene getauft. Die Heiden sehen, daß die katholischen Priester beinahe die einzigen sind, welche sich um das Wohl des Volkes bekümmern; sie beginnen damit, deren Hingebung zu bewundern, und endigen damit, daß sie die christliche Religion kennen lernen und die heilige Taufe begehren. Täglich melden sich neue Katechumenen; im Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, klopft an meine Thüre eine Mutter mit ihren 7 Kindern, die einen Weg von 10 englischen Meilen zurückgelegt haben, um die Aufnahme unter die Zahl der Katechumenen zu erbitten. Die einzige ernstliche Schwierigkeit, deren Lösung aber leider nicht von uns abhängt, ist der Mangel an den nöthigen Hilfsmitteln, um den dringendsten Bedürfnissen der Neubekehrten abzuhelfen. Wenn wir sie sofort nach der Taufe mitten unter die Heiden zurückkehren lassen, läuft ihr Glauben große Gefahr; halten wir sie hier zurück, so müssen wir sie theilweise unterhalten und dazu reichen unsere Mittel nicht aus. Hätten wir nur den zwanzigsten Theil der Summen zu unserer Verfügung, welche die protestantischen Missionsgesellschaften hier verschwenden!

Unser apostolischer Vikar, Msgr. Bonjean, besucht augenblicklich die Christengemeinden im südlichen Theil des Vikariates, welcher weniger von der Cholera zu leiden gehabt hat, als der nördliche. Aber auch dort ist die geistliche Ernte bedeutend: die Vermehrung der Bekehrungen, die wir seit dem vorigen Jahre unter den Buddhisten bemerkt haben, tritt immer klarer hervor; daher hat Msgr. Bonjean jetzt den P. Chounavel beauftragt, sich ausschließlich mit den Buddhisten zu beschäftigen und sich zu diesem Zwecke in Kurunegala, gerade im Mittelpunkt des Buddhismus, niederzulassen.

Unterdessen hoffen wir, daß die Vorsehung sich unser erbarmen werde, so daß wir in Freude ernten, was wir jetzt in Thränen säen."

Über die gegenwärtige Lage im Vikariat **Pondichery** schreibt Herr Fourcade am 1. Juli aus Alladhi:

„Um die Mitte Mai erquickte ein dreitägiger Regen die ausgedörrte Erde und mit frohen Hoffnungen begann man den Kambu zu säen; die Freude wurde allgemein, als derselbe zu sprossen anfing, allein sie schwand gar bald, als der Himmel sich von Neuem verschloß. Seit 40 Tagen hat es jetzt nicht mehr geregnet; der Kambu ist zum größten Theil vertrocknet, und wenn jetzt auch der Regen sich nachträglich einstellen sollte, so ist die Ernte doch jedenfalls zu drei Viertel verloren. Die so sich ankündigende neue Hungersnoth wird im Verein mit der gegenwärtigen unser Land zu einem großen Todtenfelde machen. Der Reis, der uns zur See zukommt, ist sehr theuer und außerdem vertragen ihn unsere Indier nicht, wahrscheinlich weil man ihn mit andern Substanzen gemischt hat, um ihn auf den Schiffen besser conserviren zu können. Die Cholera nimmt immer größere Ausdehnung an; seit 14 Tagen habe ich den Katechumenen keinen Religionsunterricht gehalten, weil ich stets fast den ganzen Tag beschäftigt war, um bald hier bald dort den Cholerakranken die heiligen Sterbsacramente zu ertheilen. Einige erwachsene Heiden und viele Kinder habe ich auf dem Todesbett taufen können; die Säuglinge namentlich sterben in großer Zahl, weil ihre Mütter keine Nahrung mehr für sie haben. Auch die Greise erliegen mit einer erschreckenden Schnelligkeit den Anfällen der Krankheit.

Ich weiß nicht, was da werden soll, ich habe nichts mehr. Msgr. Laouënan schickt mir von Zeit zu Zeit 40 Rupien (80 M.), aber die sind rasch ausgegeben. Täglich unterstütze ich gegen 100 Neophyten, — die Kranken, welche ich besuche, nicht mitgerechnet. Die Hungersnoth hat gegenwärtig ihren Höhepunkt erreicht, die halbe Bevölkerung liegt darnieder: den ganzen Tag hört man nur die Worte: ‚Ich bin hungrig, ich sterbe vor Hunger', oder man sagt mir auch wohl: ‚Pater, kannst du so hartherzig gegen mich sein? Du hast mir eine kleine Münze gegeben, reicht denn das hin für meine Frau und meine Kinder, die verhungern?' Bei Tage ist dieser beständige Anblick der Noth herzzerreißend, aber schlimmer wird es noch bei Anbruch der Nacht, dann kommen die verschämten Armen, und oft muß ich Familien von 10 bis 20 Köpfen ernähren. Vorgestern umringten gegen hundert Bettler mein Haus und ich hatte ihnen absolut nichts zu geben. Ich flüchtete in das freie Feld hinaus und warf mich dort unter einen Palmbaum hin. ‚Mein Gott,' rief ich da aus tiefstem Herzensgrunde, ‚mein Gott, gib mir Geld, damit ich diese vielen Dürftigen unterstützen kann.' Wohl hundertmal wiederholte ich diese Worte, und dann wendete ich mich wieder an die allerseligste Jungfrau: ‚Wie viele unbenutzte Schätze liegen dort auf dem Boden des Oceans; bring' mir doch

etwas davon.' Ach, ich betete so bis zum Einbruch der Nacht, meine Sünden jedoch verhinderten, daß ich Erhörung fand.

Die Tamudscher und Parias melden sich in großer Zahl für das Katechumenat, ich muß sie aber alle zurückweisen, sowohl weil mir die nöthigen Mittel für ihren Unterricht und ihren Unterhalt fehlen, als auch weil Msgr. Laouënan die Annahme neuer Katechumenen untersagt hat. Die 150 Katechumenen, die sich gegenwärtig hier befinden, waren schon vorher angemeldet und eingeschrieben.

Seit dem September 1876 bis heute sind 18,000 Personen im Vikariat getauft worden. Sie haben einen großen Antheil an diesem glänzenden Resultat, weil Sie uns behilflich waren, die nöthigen Mittel zu erlangen; diejenigen Personen aber, die uns unterstützt haben, dürfen versichert sein, in unserm Herrn und Heiland einen milden Richter zu finden, da sie ja beigetragen haben, jene Seelen zu retten, für welche Er sich ganz hingegeben hat.

Heute haben sich wieder wenigstens 400 Arme eingefunden, ich habe sie alle ohne Almosen fortschicken müssen. Beten Sie für mich, auf daß ich ein willfähriges Werkzeug in der Hand Gottes zur Bekehrung der Heiden sei."

Madagaskar.

Einem Briefe des hochw. H. Mouton, welcher den Bischof von St. Denis auf seiner Visitationsreise nach Madagaskar begleitet hat, entnehmen wir folgende Übersicht über einige Stationen dieser blühenden Mission.

In der Hauptstadt Tananariva besitzt die Mission vier Kirchen, welche der Unbefleckten Empfängniß, Unserer Lieben Frau

Cholera- und Blattern-Hospital zu Dschaffna (Ceylon).

vom heiligsten Herzen, dem hl. Joseph und dem heiligsten Herzen geweiht sind. Alle vier Kirchen, mit Hilfe der Almosen des St. Franz-Xaver-Vereins erbaut, sind so, wie Missionskirchen sein sollen, einfach und bescheiden, aber geräumig und geschmackvoll; ihre größte Zierde aber ist eine außerordentliche Reinlichkeit, für welche die Schwestern vom hl. Joseph von Cluny sehr eifrig besorgt sind. Alle vier Gotteshäuser waren bisher aus Holz ausgeführt; man hat aber jetzt begonnen, an Stelle der bisherigen Kirche der Unbefleckten Empfängniß einen prächtigen Bau in Stein auszuführen, damit die Hauptstation der Mission nicht zu ärmlich den protestantischen Gebethäusern gegenüber erscheine. An der Kirche Unserer Lieben Frau vom heiligsten Herzen wirkt jetzt als Pfarrer ein eingeborener Jesuit, der erste, welcher von dieser Rasse zur Priesterwürde erhoben wurde. P. Basilides ist der Sohn eines kleinen Fürsten von einer der im Norden von Madagaskar liegenden Inselchen; sein Gesicht, schwarz wie Ebenholz, und sein dunkles lebhaftes Auge verrathen seine afrikanische Herkunft. Er wurde mit mehreren anderen madegassischen Knaben in der Ressource[1] auf der Insel Bourbon erzogen; während seine Mitschüler sich der Mission als Pampianatra d. h. als Lehrer und Katechisten widmeten, trat er in die Gesellschaft Jesu und kehrte, nachdem er in Frankreich sein Noviziat und seine Studien gemacht hatte, im Jahre 1871 auf seine Heimathinsel zurück. Er ist ein tüchtiger Missionär; wie alle seine Landsleute hat er große Anlagen zur Musik, die er auf's Beste für die Mission zu verwenden weiß; auch hat er sich bereits als Schriftsteller versucht, indem er eine Grammatik seiner Muttersprache herausgab, welche als eine der besten geschätzt wird.

Doch verlassen wir Tananariva für einige Tage, um mit

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1875, S. 50.

dem hochw. Bischofe einige der vielen um Tananariva liegenden Stationen zu besuchen.

Es ist rührend anzusehen, mit welcher Ehrfurcht, mit welchem Vertrauen und mit welcher Liebe die Neophyten den Bischof anblicken. Wenn er spricht — und er spricht in jeder Gemeinde mehrmals — lauschen sie mit der größten Aufmerksamkeit, und seine Worte bringen auch heilsame Früchte hervor. An mehreren Orten baten einige Unglückliche, welche vom Glauben abgefallen waren, sogleich nach der Ansprache des Bischofs um Wiederaufnahme in die Kirche; an andern Orten brachten sogar Heiden sofort ihre Kinder zur Taufe und versprachen auch selbst sich unterrichten zu lassen. Überall hatte der Bischof viele Kinder und Erwachsene zu firmen.

An die Feierlichkeit in der Kirche schließt sich gewöhnlich eine profane im Pfarrhause an; die Gläubigen bringen ihre Geschenke dar; es ist das eine so merkwürdige Sitte, daß ich sie Ihnen kurz beschreiben muß. Versetzen Sie sich also mit mir nach Iderimandrosa, einem bedeutenden Orte, dessen Bevölkerung fast ganz katholisch ist.

Gestern waren uns Alle eine halbe Stunde weit entgegengekommen; heute haben sie dem feierlichen Pontificalamt beigewohnt, und jetzt drängt sich Alles in den Hof des Missionshauses, um dem Bischof den Dank auszusprechen; sie kommen aber nicht mit leeren Händen. Schon liegt dort ein enormer Büffel, an allen Vieren gefesselt; er soll das Geschenk der Alten sein. Dann sind dort zwei prächtige Widder — vier junge Leute halten sie bei den Hörnern und werden kaum mit ihnen fertig; es ist das Geschenk der Schulknaben. Die Schulmädchen bringen eine Anzahl Tauben; eine ganze Menge von Körben mit Reis und Früchten aller Art beschließt die Reihe der Geschenke. Aber noch fehlen die Redner, welche die Geschenke überreichen sollen; zuerst findet nämlich noch ein Kabari, d. h. eine Rathsversammlung der Alten statt; wie in einem solchen Kabari die Geschenke selbst bestimmt worden sind, so wird jetzt im Kabari der Sinn der Rede festgestellt, welche die Geschenke begleiten soll. Endlich erscheinen die Lehibes (die Alten), ordnen die Geschenke und nun ergreift einer das Wort. Der Ausdruck ist hier passend, denn bei den Madegassen ist die Redegabe so allgemein und so ausgebildet, daß für sie das Wort gleichsam ein Werkzeug ist, welches sie nach Belieben ergreifen und handhaben können. Man sagt, die vielen Kabaris, welche sie halten, entwickelten bei ihnen diese Gabe; wie dem auch sein mag, es steht fest, daß auch wenig gebildete Madegassen im Stande sind, Reden zu halten, die sich nicht nur durch den gewählten und lebendigen Ausdruck, sondern auch durch die Erhabenheit der Gedanken, Schönheit der Bilder und Reichthum an Affekten auszeichnen. Diese natürliche Redegabe wird sogar für Einzelne zum Fallstrick, indem sie sich dadurch zum Protestantismus oder vielmehr zum Methodismus verleiten lassen, wo Jeder das Recht hat, so viel und so lang zu sprechen, als ihm beliebt. Einer der Alten also von Iderimandrosa ergriff das Wort, und nach einigen Höflichkeitsphrasen, an denen die Madegassen unerschöpflich sind, kam er auf den speciellen Anlaß des Besuches des hochw. Herrn zu sprechen und fast eine halbe Stunde floß das Wort von seinen Lippen, indem er das Glück schilderte, das er und seine Glaubensgenossen in der katholischen Kirche gefunden haben, trotz der zahlreichen Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegensetzten. Man hörte es dem Redner an, daß er aus vollem Herzen sprach und nicht eine angelernte Rede hielt; noch deutlicher zeigte sich dieß, als er dem Bischof auf dessen Ansprache antwortete und ihn bat, die Geschenke als einen kleinen Beweis der Dankbarkeit anzunehmen, welche sie für seinen hohen Besuch hegten. Natürlich wurden die Geschenke gern angenommen und alsbald dazu verwendet, um der ganzen Bevölkerung ein kleines Festmahl zu bereiten, mit welchem die Feierlichkeiten des Tages beschlossen wurden.

Außer den Pfarrkirchen und Stationen wollte der bischöfl. Visitator auch die verschiedenen frommen Anstalten besuchen, welche die Mission unterhält; es sind ihrer noch wenige, da die Kräfte und Hilfsmittel der Mission durch die gewöhnlichen Arbeiten schon mehr als hinreichend in Anspruch genommen sind. Die erste, welche wir besuchten, ist die Kolonie der Aussätzigen. Wie auf Bourbon, so gibt es auch auf Madagaskar eine gewisse Anzahl von Unglücklichen, welche am Aussatz leiden. Bevor die Patres sich mit ihnen beschäftigten, wurden diese Armen gleichsam als Auswürflinge der menschlichen Gesellschaft behandelt und mußten in der vollständigsten Verlassenheit den Tod als ihren Befreier erwarten. P. v. Lavaissière war der erste, welcher sich während seiner freien Augenblicke mit ihnen beschäftigte; er besuchte sie oft in dem Winkel, in welchen der Befehl der Königin sie gewissermaßen eingeschlossen hielt, und als er die Mission der Provinz Imerina verließ, übergab er die Sorge für die Aussätzigen seinem Nachfolger, dem P. Bregère. Wir fanden diese Unglücklichen vereinigt auf einem kleinen, fast kreisrunden Platz, der kaum 30 Aren groß sein mag; hier wohnen sie in elenden Hütten, oder vielmehr in feuchten ungesunden Löchern, welche ihnen nicht einmal Schutz gegen das manchmal rauhe Klima gewähren. Der Besuch des Bischofs rührte sie tief, und noch mehr wurden sie gerührt, als derselbe ihnen eine kleine Ansprache hielt, sie zum Festhalten an dem Glauben ermunterte, der allein im Stande sei, ihnen wahren Trost zu gewähren, und sie dann hinwies auf den Himmel, in dem sie den Lohn für ihre hienieden geduldig ertragenen Leiden finden würden. Am folgenden Morgen vernahmen wir, daß bereits einer von jenen Armen, welche dem Empfang des Bischofs beigewohnt, hingegangen sei, um diesen versprochenen Lohn in Empfang zu nehmen. Welche Mühe sich P. Bregère gegeben hat und gibt, um den Aussätzigen ein besseres Asyl zu verschaffen, und welche Hindernisse sich ihm von Seiten der Regierung entgegenstellen, ist den Lesern dieser Blätter schon bekannt und brauche ich also davon nichts zu sagen. Gebe Gott, daß es ihm bald gelingt, seinen Plan auszuführen, und möchten dann die Aussätzigen von Madagaskar in irgend welchen barmherzigen Schwestern ebenso aufopfernde Pflegerinnen finden, wie die von Bourbon in den „Töchtern Mariens“ und die von Cocorita auf Trinidad in den „Dominikanerinnen“ gefunden haben. Leider existirt auf Madagaskar noch kein katholisches Spital, und die durch so viele andere Werke in Anspruch genommenen pekuniären Mittel der Mission lassen auch an eine solche Gründung für die nächste Zeit noch kaum denken.

Außer den Aussätzigen wenden die Patres ihre besondere Aufmerksamkeit auch noch jenen Unglücklichen zu, welche man in Madagaskar Gadralava d. h. „beständig Gefesselte“ nennt — es sind die Kettengefangenen Madagaskars. Etwa eine halbe Stunde von Tananariva befindet sich eine Niederlassung derselben, und auch unter ihnen ist es den Patres gelungen,

einige Bekehrungen zu machen. Bei der Nachricht von der Ankunft des Bischofs in Tananariva hatten auch diese Kettengefangenen davon gehört und von ihren Ersparnissen einige Pfennige zusammengelegt, um dem Bischof ein Willkommgeschenk zu überreichen; P. Basilides, von dem ich oben sprach, ihr Seelsorger, überreichte es dem hochw. Herrn und lud ihn zu einem Besuche dieses unglücklichsten Theiles seiner Pfarrgemeinde ein. Wir fanden die Gefangenen, Männer und Frauen, zusammengedrängt in einem verfallenen Gebäude, das sie gegen keine Unannehmlichkeiten des Klima's zu beschützen vermag; diese Wohnung aber ist das Einzige, was die Regierung den Gefangenen gibt, doch nicht das Einzige, denn sie gibt ihnen auch noch die Ketten und was für Ketten! Um den Hals haben sie ein schweres eisernes Halsband; von diesem geht vor der Brust eine Eisenstange bis ungefähr zu den Knieen herab und ist hier mit zwei andern Eisenstangen vereinigt, welche sich wieder an zwei schwere Eisenringe anschließen, die oberhalb der Knöchel getragen werden. Mit diesen schweren Ketten müssen sie arbeiten, wenn sie für sich und ihre Familien Nahrung und Kleidung erwerben wollen; von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends dürfen sie, wenn sie nicht gerade für Regierungsarbeiten beansprucht werden, ihr Gefängniß verlassen, um sich in der Stadt Arbeit zu suchen; beaufsichtigt sind sie dabei nicht, denn mit der Kette, an welche sie angeschmiedet sind, ist an keine Flucht zu denken. Wenn sie krank werden, bekümmert sich Niemand um sie; stirbt einer, so schneidet man ihm den Kopf ab, um die Kette loszulösen. Schon vor mehreren Jahren haben einige Patres der Mission begonnen, sich mit den Gadralava zu beschäftigen, und ihre Anstrengungen sind belohnt worden; eine nicht unbedeutende Anzahl hat die heilige Taufe empfangen. Aber nun entstand eine Schwierigkeit; in ihrer Eigenschaft als verurtheilte Verbrecher sind sie natürlich bei ihren Landsleuten ein Gegenstand des Schreckens und des Abscheus, und deßhalb schien es nicht ganz leicht, die Christen zu vermögen, daß sie den Kettensträflingen gestatteten, in ihre Kirche zu kommen. Allein P. Basilides wollte wenigstens seiner Gemeinde die Sache vorlegen, und siehe da, in ihrem Kabari entschieden die „Alten", man dürfe das Haus des gemeinschaftlichen Vaters nicht jenen verschließen, die durch die Taufe dessen Kinder geworden seien, wenn sie auch sonst von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen wären. Seither sieht man nun jeden Sonntag zweimal eine ganze Anzahl Kettengefangener den steilen Abhang von Tananariva hinansteigen, um der heiligen Messe und dem Nachmittags-Gottesdienst beizuwohnen. Der hochw. Bischof bezeigte diesen Unglücklichen bei seinem Besuche große Liebe; jedem Einzelnen, ohne Unterschied der Religion, überreichte er eigenhändig ein neues Lamba, dessen alle sehr bedürftig waren. Natürlich mußte er dafür auch eine kleine Rede anhören, indem ein Gefangener im Namen seiner Leidensgenossen in wirklich rührender Weise ihm dankte. Er schloß mit den ebenso schönen als richtigen Worten: „Seitdem wir durch die liebevolle Hingebung der Patres das Glück haben, Gott zu kennen und in der wahren Religion zu leben, sind unsere Leiber allein noch gefesselt, unsere Seelen aber sind frei."

Als letzte der zu besuchenden Anstalten hatte sich der Bischof die wichtigsten aufbewahrt — die Schulen, von denen im Grunde die ganze Zukunft der Mission abhängt. In Tananariva existiren Knaben- und Mädchenschulen, jene unter der Direction der Jesuiten geleitet von Schulbrüdern, diese von den Schwestern des hl. Joseph von Cluny; beide Anstalten werden von etwa 500 Knaben und ebensovielen Mädchen besucht. Es ist erstaunlich, welche Fortschritte diese Kinder machen, und die katholischen Schulen von Tananariva dürften wohl den Vergleich aushalten mit den meisten europäischen Schulen. Die Howakinder besitzen durchschnittlich sehr gute Anlagen und sind dabei sehr lernbegierig. Schon vor der festgesetzten Stunde pflegen sie sich am Morgen einzufinden, obgleich manche einen weiten Weg zurückzulegen haben; alle kommen nüchtern zur Klasse und bleiben nüchtern bis gegen Mittag; das hindert sie aber nicht, mit der größten Aufmerksamkeit dem Unterricht beizuwohnen.

Die Schwestern des hl. Joseph haben in ihrem Hause auch bereits den Anfang eines Noviziates; mehrere Madegassinnen haben darin bereits den Schleier genommen; ihr bescheidenes und gesammeltes Äußere nicht weniger als die schweren Opfer, welche sie schon gebracht haben, berechtigen zu der Hoffnung, daß diese Novizinnen beharren werden. Zwei von ihnen wurden von ihren Eltern beinahe nackt auf die Straße gestoßen, nachdem vorher alle Mittel angewendet worden waren, sie in ihrem Berufe wankend zu machen. Eine andere wurde drei Monate lang sogar noch gefährlicheren Prüfungen ausgesetzt, aber sie besiegte muthig die Welt und das Fleisch, um im Noviziat schon den ersten Lohn für ihren Heldenmuth zu ernten.

Seit vier Jahren haben die Jesuiten nun auch in ihrem Hause eine apostolische Schule eröffnet, um diejenigen Knaben, welche den Beruf dazu zeigen, zu Katecheten und zu Priestern auszubilden. Eine kleine Prüfung, welche der Bischof mit den zwanzig Zöglingen abhielt, bewies auch wieder, welch' treffliche Anlagen die Howas im Allgemeinen besitzen; Cäsar, Virgil und Xenophon übersetzten sie mit großer Fertigkeit, obgleich das Französische selbst, in welches sie übersetzten, für sie auch eine fremde Sprache ist. Diese kleine apostolische Schule ist vielleicht das wichtigste Unternehmen der ganzen Mission, weil es dem Lande gute katholische Lehrer und Katechisten geben wird. Die europäischen Missionäre werden nie zahlreich genug sein, um alle Stationen gehörig zu besetzen; sie werden sich begnügen müssen, von den Hauptstationen aus die kleineren Dörfer von Zeit zu Zeit zu besuchen. In ihrer Abwesenheit aber droht den einfachen Gläubigen große Gefahr, wenn nicht tüchtige Lehrer und Katechisten den so zahlreichen protestantischen und methodistischen Predigern sich gegenüberstellen. Daher ist denn auch nichts so sehr zu wünschen, als daß die Patres in den Stand gesetzt werden, sowohl die Elementarschulen zu vermehren, als besonders ihre apostolische Schule zu erweitern und zu vergrößern.

Der Protestantismus auf Madagaskar. Der dießjährige Gothaische Hofkalender hat über die religiösen Verhältnisse Madagaskars folgenden Satz: „Officiell ist bei den Howas das Christenthum eingeführt und es bekennt sich das Volk nominell zum Presbyterianismus. Die Zahl der Katholiken wird auf 10,000 geschätzt." (Hofkalender 1877, S. 747.) Die Schätzung der Katholiken ist allerdings viel zu niedrig, da sich in Tananariva und der nächsten Umgegend schon mehr als 10,000 Katholiken befinden; weil uns indessen genaue Zahlen darüber nicht zu Gebote stehen, wollen wir über diese Schätzung hinwegsehen und lieber einen Blick werfen auf das „officielle Christenthum" der Madegassen. Auf der dießjährigen Jahresversammlung der Londoner Missionsgesellschaft hat der prot. Sendbote Cousins „auf Grund einer zwölfjährigen Erfahrung sehr instruktive Mittheilungen über Madagaskar gemacht". Aus diesen „instruktiven Mittheilungen" erfahren wir durch die „Allgemeine Missionszeitschrift" (September 1877, S. 412 f.) Folgendes:

„Unser Blick in die Zukunft" — so sprach Rev. Cousins — „ist nicht unumwölkt. Da steht zuerst die Thatsache, die sich unserer Beobachtung immer und immer wieder aufdrängt, daß wir jetzt in Madagaskar eine große Zahl bloßer Namenchristen haben. Bedenkt nur, daß die 275,000 Menschen, die wir als Anhänger unserer Mission in Madagaskar zählen, plötzlich in die Kirche eintraten und daß uns daher wieder und wieder allerlei Dinge begegnen, die uns stutzig machen, wenn wir uns bemühen, sie der Segnungen des Evangelii theilhaftig zu machen."

Mit andern weniger verblümten Worten: immer und immer finden die Sendboten, daß die „Anhänger ihrer Mission" es dem Namen nach sein mögen, aber sobald es sich um Forderungen des Christenthums handelt, als einfache Heiden sich erweisen.

„Wir finden namentlich an Orten, die von den Mittelpunkten der Mission etwas abliegen, — so fährt der Reverend fort, — daß viele Madegassen Christen geworden sind einfach deßhalb, weil das Christenthum jetzt die Religion der Königin und ihres Hofes ist. Manche sprechen z. B. vom Sonntag als vom ‚Sabbath der Königin', von der Bibel als dem ‚Eigenthum der Königin', und sie besuchen nicht selten den Gottesdienst, um ihren Gehorsam gegen die Regierung zu bezeugen .... Ein zweiter Umstand, der uns je und je in unserer Missionsarbeit Schwierigkeiten macht, ist, daß die Leute so mißtrauisch sind. Sie kennen uns nun seit 50 Jahren, und doch zeigen sie uns immer wieder ihren mißtrauischen Charakter .... Ferner dürft ihr ja nicht aus den Augen lassen, daß wir es in Madagaskar mit einer energischen Jesuiten-Mission zu thun haben. Ungefähr 60 Arbeiter stehen hier im Dienste des Romanismus .... Weiter könnte ich euch schildern, wenn es die Zeit gestattete [schade, daß die Zeit so knapp war für diesen wichtigsten Punkt], wie wir durch immer neue Ausbrüche der noch nicht völlig überwundenen alten Sittenlosigkeit schmerzlich berührt werden. Ich könnte euch zeigen, welche Noth uns das fortwährende Wiederauftauchen des alten heidnischen Aberglaubens bereitet, oder wie niedergeschlagen es uns macht, daß wir in der letzten Zeit, vornämlich unter den jüngern Gliedern der reichen Familien, eine wachsende Liebe zu geistigen Getränken haben sehen müssen, obgleich das madegassische Volk, wenigstens die Howas, von Haus aus im Ganzen nüchterne Leute sind."

Das ist allerdings kein glänzendes Bild, besonders wenn noch die von Rev. Cousins sogenannten „socialen Fragen" hinzugefügt werden.

„Wie viele Schwierigkeiten bietet das Verhältniß der Geschlechter zu einander! Wie viele Mühe kostet es uns allein, den Madegassen die Heiligkeit der Ehe verständlich zu machen!" „Bis jetzt zeugt auch das Gewissen unserer Bekehrten noch keineswegs energisch gegen die Ungerechtigkeit des Sklavenwesens" u. s. w.

Unter solchen Verhältnissen hat der Reverend schon Recht, für seine Mission die Jesuiten zu fürchten. Allerdings sind diese erst seit dem 24. Sept. 1861, also 16 Jahre, auf Madagaskar thätig und vorher bestand auf der großen Insel noch keine katholische Mission; auch sind sie jetzt — die Laienbrüder eingerechnet — erst 46 an der Zahl, aber die an Zahl wenigstens dreimal so zahlreichen protestantischen Sendboten haben in 50 Jahren nicht erreicht, was die paar Jesuiten in 16 Jahren erzielt haben. Denn diese haben sich durchaus nicht über das „Mißtrauen" ihrer Neophyten zu beklagen, so wenig wie über deren „Namenchristenthum"; von den „immer neuen Ausbrüchen der noch nicht völlig überwundenen alten Sittenlosigkeit" findet sich auch bei den katholischen Neophyten nichts, und noch viel weniger von „dem fortwährenden Wiederauftauchen des alten heidnischen Aberglaubens" oder gar von der unter den Protestanten „wachsenden Liebe zu geistigen Getränken", resp. der Trunksucht. Wenn die protestantischen Sendboten ihren Neophyten, wie die katholischen Missionäre dieses thun, durch ihr Beispiel die Liebe zur Jungfräulichkeit predigen wollten, würden sie auch wohl den Madegassen das richtige „Verhältniß der Geschlechter" und die „Heiligkeit der Ehe" verständlich machen können; und wenn sie, wie die katholischen Missionäre, sich der Aussätzigen, der Gefangenen, der Sklaven annähmen, würde das Gewissen der Neophyten auch wohl gegen die „Ungerechtigkeit des Sklavenwesens zeugen". Jedenfalls ist es interessant, aus der zwölfjährigen Erfahrung eines Reverend zu sehen, wie es mit der Protestantisirung Madagaskars eigentlich steht.

Miscellen.

Die Karenen und die Mondfinsterniß. (Aus einem Briefe des Katechisten Pompejus Nasuelli, aus der Mailänder Congregation der auswärtigen Missionen. Töngu, 5. Juni 1877.) Am 27. Februar d. J. befand ich mich zu Todschopoli, im Dorfe des großen Häuptlings. Mitten in der Nacht wurde ich plötzlich durch Geschrei, Lärm und Flintenschüsse aufgeschreckt. „Was gibt's?" fragte ich die in meiner Hütte schlafenden Karenen. Diese lauschten einen Augenblick und antworteten dann: „Hörst du es nicht? Man ruft ja, die wilden Böcke (joki) fräßen den Mond auf." Ich ging hinaus und bemerkte eine Mondfinsterniß; in der Mitte ganz dunkel, am Rande blutigroth, stand der Mond am wolkenlosen Himmel. „Laßt doch den Spektakel," rief ich den Karenen zu; „der Mond wird bald wieder hell leuchten." Der Lärm aber war so stark, daß man mich nicht hörte. „Warum macht ihr denn diesen Lärm?" fragte ich einen neben mir stehenden Karenen. „Um die Böcke zu verjagen," lautete die Antwort. Unterdessen schrie die Menge aus Leibeskräften: „Laßt ab, laßt ab, der Mond gehört uns! Fort, fort, er gehört uns! Spei' ihn aus, spei' ihn aus, er gehört uns!" Endlich begann der Mond an der einen Seite wieder zu leuchten, und die Karenen, in der Überzeugung, daß die Böcke anfingen zu fürchten, verdoppelten ihr Geschrei, um damit erst aufzuhören, als die Finsterniß ihr Ende erreicht hatte. „Wir haben die Böcke aber doch gezwungen, den Mond wieder loszulassen; wären wir nicht gerade da gewesen, so hätten sie den Mond gestohlen." Am folgenden Morgen fragte ich einige Karenen, woher sie denn wüßten, daß es Böcke seien, welche den Mond verzehren wollten. „Das haben wir von unsern Vorfahren so gelernt; zuweilen sind es aber auch Frösche, die es thun; aber jedesmal müssen wir Lärm machen, dann gelingt es ihnen nicht." „Aber wie könnt ihr denn unterscheiden, ob Böcke oder Frösche sich am Mond vergreifen?" „Wenn Böcke ihn auffressen wollen, dann wird der Mond roth, denn die Böcke haben röthliches Haar; wenn aber Frösche ihm zu nahe kommen, wird er schwarz, denn die Frösche sind schwarz." „Wo sind denn aber diese Böcke und diese Frösche? Man sieht sie ja nicht. Und wie können sie da oben sich halten, da sie nicht fliegen können?" „Sie sind auch nicht immer dort oben; sondern sie vereinigen sich zu Tausenden hier unten und lauern an dem Ort, wo der Mond des Abends aus der Erde hervorkommt; sobald er kommt, springen sie auf ihn und fangen an, ihn aufzufressen, und hören nicht auf, bis sie fertig sind." „Aber der Mond wird ja nach ein paar Stunden wieder hell, also ist er nicht aufgefressen worden." „Ja, das kommt eben daher, weil wir so viel Lärm machen; denn dann können ihn die Böcke und Frösche nicht verdauen, sondern müssen ihn wieder ausspeien." — In allen Karenen-Dörfern sowohl als bei den Schan ringsum hat man den nämlichen Lärm gemacht, und so verdanken Sie es unsern braven Karenen und Schan, daß Ihnen auch noch nach dem 27. Februar 1877 der Mond in Europa aufgeht."

Freimaurerisches. Auch die Freimaurer sind in den Missionen thätig und zwar scheinen sie in jüngster Zeit eine ganz lebhafte Thätigkeit zu entfalten Eine vollständige Übersicht über die in den Missionsgebieten bestehenden Logen zu geben, dürfte wohl sehr schwer sein; indessen finden wir in den Freimaurerblättern doch einige Andeutungen darüber. Die Freimaurerzeitung z. B. vom 25. August d. J. theilt einige statistische Daten über den Grand Orient de France mit, und aus denselben ersehen wir, daß von den 258 aktiven Logen, die unter demselben stehen, fast ein Sechstel sich in den französischen Kolonien und andern Missionsgebieten befinden. Algerien hat 13 Logen, auf der Insel Guadeloupe sind deren 5, auf der Insel Bourbon 2, und in Cochinchina (Saigon), Senegambien (St. Louis), Neu-Caledonien (Numea) je 1; ferner arbeiten unter dem Grand Orient 5 Logen in Rumänien, 4 in Konstantinopel, 2 in Alexandrien, 2 auf der Insel St. Maurice, je 1 in Beyrut (Syrien), auf den Seychellen, in Buenos Ayres (Argent. Rep.), Valparaiso (Chili), Montevideo (Uruguay); im Ganzen also 41 Logen Der große Orient von Paris hat aber nicht allein seine Logen in diesen Gebieten; die Hamburger Großloge dürfte ebenso stark, wenn nicht stärker in denselben vertreten sein, wenigstens in Südamerika und auch in Polynesien, während die Italiener namentlich im Orient viele affiliirte Werkstätten besitzen. Dann kommen noch hinzu die in Südamerika bestehenden Großlogen; so zählt der Grande Oriente Unido von Rio de Janeiro 303 maurerische Brüderschaften unter seiner Botmäßigkeit; die Provinz Rio Grande do Sul, die etwa 350,000 Einwohner zählt, hat außer einem halben Dutzend deutscher Logen nicht weniger als 28 Logen und 17 Capitel, „die dem Grande Oriente Unido Gehorsam leisten". Was die englischen Kolonien betrifft, so hat die Freimaurerei in denselben nicht weniger stark sich ausgebildet. In Bezug auf Indien z. B. berichtet die Freimaurerzeitung vom 11. August d. J.: „Dieses Reich der Märchen und der Allegorien bietet der Freimaurerei einen äußerst ergiebigen Boden; unter der engherzigen Regierung der krämerhaften East-India-Company schlug sie nur schwache Wurzel; kaum waren die Zügel aber in die Hände der englischen Regierung übergegangen, trieb die Wurzel mächtig." Indien hat jetzt schon mehrere Großlogen mit zahlreichen Werkstätten, von denen einige nur Eingeborene und auch von diesen nur die zu einem bestimmten Volksstamm oder zu einer bestimmten Religion gehörigen aufnehmen. Ähnliche Ausdehnung hat die Freimaurerei in Australien gewonnen. So bildet sich immer mehr der katholischen Weltkirche gegenüber der glaubenslose und christenfeindliche „Weltbund" der Loge aus. Die zwei Lager scheiden sich: hie Christus — dort Antichristus.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionsposten:	
Aus O. D. F.	33.—
Von Stadtkaplan Schneid in Beilngries	2.—
Von J. P. in Würbenthal, Österr.-Schlesien . ö. W. fl. 10.	17.14.
Aus dem Nachlaß des † Prof. H. Faber in Aschaffenburg durch Notar Bayer in Aschaffenburg	125.—
Von Dechant Stadlmair in Mayen	100.—
Von Pfr. Weinhold in Antonienhütte	100.—
Aus Cöln	60.—
Von Dr. Emil Sele in Louisville Ky., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	54.60
Aus Düren. Dankgeschenk für U. L. Fr. von Lourdes	170.—
Für die hungernden Christen in den Vikariaten Süd-Indiens:	
Von Vikar M. W. in Malmedy	60.—
Von Erzpriester B.	3.—
Von Kaplan K.	3.—
Aus Schönberg in Westpreußen	33.—
Von Religionslehrer Heinrich in Sagan	20.—
Von Pfr. Riegel in Wachbach	10.—
Vom Pfarramt Krenglbach b Wels . . . ö. W. fl. 26.	44.87
Aus Ostpreußen	100.—
Von Frau Röhrer, Lehrerswittwe in Bamberg, durch P. Berthold in Bamberg	107.—
Aus Geldern	36.—
Von Stadtkaplan Schneid in Beilngries	2.—
Von Dr. H. W. im Stift Teyl (Böhmen)	20.—
Durch P. J. C. in Altötting	342.—
Von Stadtkaplan Schneid in Beilngries	6.—
Von Pastor Seul in Ahrweiler	50.—
Von K. A. B. H.	7.—
Von G. P. in Z.	18.—
Von Ungenannt in Konitz	4.—
Von W. J. in Konitz	6 —
Von Pfr. Weinhold in Antonienhütte	100.—
Aus M.-Gladbach	20.—
Von C. Adam in Wasselnheim	100.—
Von H. M. in Aachen	20.—
Von Pfr. Schreiber in Eckersdorf b. Sagan	54. —
Aus Düren	100 —
Von einem Priester in Sigmaringen	50.—
Von Ungenannt aus Dorsten	5.—
Von einem Theologen in Linz	10.—
Durch Pastor Kiesgen in Osburg	30.—
Von Pfr. A. Sch. und v. F L.: „Zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu und des heiligsten Herzens Mariä"	15.—
Aus Düren	75.—
Durch Herrn Oster in Aachen	8 —
Anonym Fr. 75.	60.—
Aus einer Sparbüchse Fr. 7 50.	6 —
Für die hungernden Christen in Pondichery:	
Von Benefiziat Drechsler in Wolfskirchen	12 —
Von Stadtkaplan Schneid in Beilngries	6.—
Für die hungernden Christen in Coimbatur:	
Von Stadtkaplan Schneid in Beilngries	6.—
Aus M.-Gladbach	10.—
Für die hungernden Christen in Madras:	
Von Stadtkaplan Schneid in Beilngries	6.—
Von Pfr. Riegel in Wachbach	10 —
Von Pfr. Heydhausen in Balkhausen	15 —
Für die hungernden Christen in Madura:	
Von Stadtkaplan Schneid in Beilngries	6 —
Von K. A. B H.	3.—
Für die von Hungersnoth betroffenen Katholiken im nördl. Brasilien:	
Von K. A. B. H.	3.—
Für den Bau einer Kirche in Bow Bazar (Calcutta):	
Von G. F. und L. v. W. in Prag . . . . . ö. W. fl. 20.	34.28
Für Loskauf annamitischer Christen bezw. für die verfolgten Christen in Tongking:	
Von Rev. Jörger in Jefferson, Wisc, durch B. Herder in St. Louis, Mo.	19 50
Für die nothleidenden Priester des Libanon:	
Von N. N., Pfarrer in Westpreußen	40.--
Für die Aussätzigen in Ambulatara (Madagascar):	
Aus Düren	25.--
Von Coop. Kellner in Holzolling	10.—
Für die Leprosen auf Trinidad:	
Von Pfr. A. Sch. und v. F L.: „Zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu und des heiligsten Herzens Mariä"	10.—
Für die Aussätzigen auf Molokai:	
Durch Pastor Kiesgen in Osburg	21 —
Für Banane (Westafrika):	
Von K. A. B. H.	1.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von Pfr. Rogenhofer in Haberskirch, durch die Kranzfelder'sche Buchhandlung in Augsburg	12.—
Von Stadtkaplan Schneid in Beilngries	2 —
Durch P. J. C. in Altötting	200.—
Von T. S. Z. u J. T. N., durch Kpl Krauß in Neustadt O.-Schl.	44 —
Von einer armen Dienstmagd in Passau	22.—
Von N. Hitzfelder, durch Pfr. Riegel in Wachbach	12.—
Von Ap. Beck, durch „ „ „ „	6 —
Von Dechant Stadlmaier in Mayen	33.—
Von Rev. Jörger in Jefferson, Wisc., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	19 50
Von Pfr. A. Sch. und v. F. L.: „Zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu und des heiligsten Herzens Mariä"	10.—
Für das deutsch-österr. Missionshaus in Steyl in Holland:	
Von N. N., durch die Agentur von B. Herder in Straßburg	640.—
Für verschiedene Zwecke:	
Aus Oberbaiern	20.—
Von Kreisvikar Böhm in Neustadt O.-Schl.	100.—
Von Spiritual Dr. Gihr in St. Peter	113.—
Von Rev. Locher in Mount Sterling Ills., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	31 20
Von Pfr. Sch. in Schattdorf (Uri) . . . Fr. 120. 28 cts.	97.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden)
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.